

52

# Allehand Proletarier.

~~~~~  
Eine Hausgeschichte

von

A. Otto = Walster.

—————  
Leipzig.

Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei.

1874.





12283/9/79

Es ist Sonnabend früh und es regnet.

Der Herbstmonat zeigt sich diesmal gleich beim Beginn recht unheimlich mürrisch und rauh. Mißmuthig peitscht der Wind die Regentropfen gegen Mauern und Fenster und reißt den Kastanien die welken Blätter und überreifen bitteren Früchte ab, sie ungenirt auf die sauber gehaltenen Straßen der Residenz streuend.

Freilich, es sind nicht die einzigen Dinge, die heute auf die Straße geworfen werden.

„Sehen Sie nur da drüben, Frau Häuslern; die armen Leute waren sonst der Reiz der ganzen Straße, und heute wirft man sie ohne Weiteres mit ihren sauer erworbenen Habseligkeiten aufs Straßenspflaster. Herr Schnober, rührt Sie das nicht? Sie haben doch gewiß so viel Raum, damit die armen Leute wenigstens ihre Sachen und ihre Kinder einweilen vor dem Regen in Sicherheit bringen können?“

Der Anblick war in der That ein erbärmlicher zu nennen, denn unterm Zusammenlauf einer großen Zahl von Nachbarnleuten wurden die Habseligkeiten, die bescheidenen Möbel, Betten, Küchengeräthe und sonstigen Hilfswerkzeuge des Lebens, unvorbereitet, wie sie waren, sich dem Tageslichte zu zeigen, ihrem bisherigen Obdach durch eine Anzahl Dienstmänner in der rücksichtslosesten Weise entrisen und ohne sonderliche Vorsicht auf die Straße gesetzt. Eine noch ziemlich junge Frau mit einem Kinde auf dem Arme und einem größeren an der Hand stand dabei, weinte und jammerte, bat um Vorsicht und sprach zugleich dem Gatten besänftigend zu, der ernstlich auf die Rücksichtslosigkeit der Leute schalt und hier und da auch energisch einer schweren Schädigung der

Sachen durch Eingreifen wehrte. Die Umstehenden machten ihre mannigfaltigen Glossen, indessen der Gerichtsvollzieher mit ver- schränkten Armen dabei stand und von dem, was vorging, nicht im Mindesten Notiz zu nehmen schien.

Ebenso gleichgültig schaute auch der angeredete Herr Schnober von der Thüre seines Hauses nach der trostlosen Scene gegen- über, blies lange Rauchwolken aus seiner Pfeife, und erst als die obige mitleidsvolle Anfrage von einer ziemlich ärmlich in einem verblichenen, wenn auch koketten Negligée gekleideten Frauensperson von etwa 30 Jahren an ihn erging, schob er die blaue mit einer rothen Troddel gezierte Hausmütze auf das linke Ohr, nahm die Theile seines geklümten Schlafrockes auf dem stattlich genährten Leibe zusammen und erwiderte mit ärgerlichem Tone:

„Was reden Sie da für dummes Geschwätz, Jungfer . . . hm, hm, mit Respect zu sagen, Jungfer Dore.“

„Fräulein Theodora, wenn ich bitten darf, für Sie, Herr Schnober, und was ich rede, ist durchaus kein dummes Geschwätz, sondern Christenpflicht, Meister Schnober; wer helfen kann, soll helfen, denn darum geht man in die Kirche.“

„Sie wird viel Schuhsohlen auf dem Wege nach der Kirche abgelaufen haben, Jungfer, oder, da Sie das nicht sein wollen: Fräulein Theodora, denn die Damen vom Ballet, hm, hm, schlagen aller Welt und also auch der Kirche ein Rad.“

„Ich bin nicht mehr beim Ballet, ich habe mich zur Ruhe ge- setzt, wie Sie, Herr Schnober.“

„Zur Ruhe gesetzt, wie ich? Würde wenig Ruhe haben, wenn ich nicht zu dem Stuhle auch noch ein hübsches Hänschen hätte, hm, hm, wo hier Stuhl sicher steht, während Sie, Jungfer . . . Fräulein Theodora, mit ihrem Stuhle fortwährend ein Pas de deux aus einer Wohnung in die andere tanzen.“

„Es handelt sich hier gar nicht um mich, sondern um die ar- men Leute drüben, denen der Regen die Sachen verdirbt, und um die armen Kinder, die schon ganz blau vor Frost aussehen. Sie haben Platz genug.“

„Was? ich soll doch nicht etwa gar das Gesindel aufnehmen, das von meinem Nachbar vis-à-vis an die Luft gesetzt wird?“

„Gesindel? wer ist Gesindel! Husmanns sind die ordentlichsten Leute von der Welt.“

Das sieht man, warum ziehen sie nicht freiwillig aus?“

„Weil sie wahrscheinlich keine andere Wohnung gefunden haben.“



„Weil sie lieberlich sind.“

„Nein, weil sie Kinder haben.“

„Warum haben sie Kinder!“

„Warum haben Ihre Aeltern Kinder gehabt?“

„Meine Aeltern hatten's dazu.“

„Wer heutigen Tages auf die Welt kommen will, muß als Hausbesitzer geboren werden, wie die Schnecke,“ bemerkte eine scharfe Stimme mit höhnischem Ausdruck.

Der Hauswirth wendete sein bereits sehr geröthetes, speckglänzendes Gesicht um und maß den Sprecher mit strenger, halb wegwerfender Miene. Es war ein langer, hagerer und etwas verwachsener Mann von einigen dreißig Jahren, dem die langen Haare zottig auf den etwas hochgewölbten Nacken fielen. Die schlottrige Gestalt war trotz der kalten Witterung in ein kurzes dünnes Jaquet gehüllt, in dessen ziemlich ausgeweitete und defekte Taschen sich die Arme in einem schiefen Winkel verließen. Unter dem schattigen Calabreser hervor lugten neben einer ansehnlichen langen Nase zwei kleine listige schwarze Augen.

„Es ist nur gut, Herr Schnürer, daß Sie auch da sind und Ihren Senf zu Allem geben.“

„Senf schmeckt sehr gut zu trockenem und fettem Rindfleisch.“

„Was ist mit den armen Leuten da drüben,“ fragte jetzt eine sanfte, wohlklingende Stimme, welche bewirkte, daß die Augen der Anwesenden sich alsbald zu der Sprecherin wendeten.

Eine junge Dame war es in einem eleganten Morgenanzug, welche soeben aus der Hausflur zu den Uebrigen getreten. Schöne blonde Flechten schmiegt sich an ein marmorweißes schönes Gesicht aus dem die Sanftmuth mit unverkennbarer Schwermuth gemischt sprach. Ihr ruhiges blaues Auge sah die Andern fragend an.

„Es ist heute großes Hauswirthsfest, es ist der berühmte „Rauschmeißtag“, das Hofefest der sogen. „göttlichen“ Weltordnung, an welchem die Leute, die in unserer schönen, glanzvollen Residenz keine Wohnung finden, an die Luft gesetzt und später als obdachlos von der Polizei in Gewahrsam genommen werden. Die Häuser bringen nicht genug Zinsen, deshalb wird so lange mit dem Gelde, wenigstens an der Börse, speculirt, bis die Wohnungsnoth so groß geworden, daß Jeder, um nur nicht ausziehen zu müssen, lieber das Dreifache zahlt. Wir sind hier nicht die einzigen Glücklichen, die dieses Schauspiel genießen, auf allen Straßen sieht man, wie Menschen und Möbel gelüftet werden.“

„Sie sind ein gefährlicher Mensch, ein Sozialist, ein Vassalleaner, ja, Sie sind sogar ein Internationaler, ein Petroleur, Herr Schnürer, dem ich sofort kündigen werde; mir hier vor dem Fräulein solche Sottisen anzuhängen!“ rief der empörte Hauswirth, der vergeblich vor dem Fräulein einige elegante Verbeugungen versucht hatte, soweit es Pfeife und Schlafrock zuließen.

„Ich werde die arme Frau einladen, wenigstens einstweilen mit ihren Kleinen zu uns zu kommen,“ bemerkte das Fräulein, und schritt über die Straße der Kammer scene zu.

„Geh' nur,“ brummte der Hauswirth, „vornehmes Ding und nichts dahinter. Könnte gut bei mir stehen, thut aber ganz abstract bei aller Hungerleiherei, will Andern helfen und getraut sich nicht eine ganze Aufwartung zu halten, geht Abends aus, wer weiß wohin, hm, hm, zweideutige Gesellschaft.“

„Das kann man von Ihnen nicht sagen, Herr Schnober, Sie stehen da: dick und zweifelsohne!“

„Schon wieder, Herr Schnürer, ich verbitte mir ein für allemal Ihre Sticheleien und Invectiven. Ich werde Häuslers auffordern, bei Strafe der sofortigen Kündigung die Stube zu schließen.“

„Nun, dann weede ich meinen Stiefelknecht in einem Möbelwagen wo anders hintransportiren lassen. Habe so wie so ein Prozeßchen gegen Sie zu führen, Sie wissen schon, die Rätherin . . .“

Ein lautes Getöse auf der Straße unterbrach das interessant werdende Gespräch. Die Dienstmänner hatten den Küchenschrank der „herausgesetzten“ Familie“ heruntergebracht und so unachtsam niedergesetzt, daß er, da ohnehin beim Fortbringen auf der Treppe zwei Füße umgebrochen waren, umstürzte und jenes lärmende Geräusch in seinem Innern vernehmen ließ, welches das Zerbrechen von vielem Geschirr begleitet.

„Mein Geschirr, ach mein Geschirr, es ist Alles zerbrochen,“ rief die Frau, außer sich vor Betrübniß, und gab dem tröstenden Fräulein das Kind, um sich selbst von der Größe ihres Verlustes zu überzeugen.

Ein Bild der Zertrümmerung bot sich den Blicken dar, als die Thüre des Küchenschrankes geöffnet ward. Alles durcheinander und größtentheils in Scherben.

Die Umstehenden, welche schon seit einiger Zeit mit hörbaren Aeußerungen des Mißfallens die in unserem „humanen“ Zeitalter nicht seltene Szene mit angesehen, brachen jetzt in lebhafte Vorwürfe gegen die Dienstmänner sowohl, wie gegen den noch immer

in vollster Gleichgültigkeit verharrenden Gerichtsvollzieher aus. Man hatte erfahren, daß der Hinausgesetzte ein äußerst fleißiger und ordentlicher Mann sei, den nur seine zeitweilige Entfernung von seinem Wirkungskreise, welche, da er Landwehrmann war, der „heilige“ Krieg herbeigeführt, zurückgebracht hatte. Die Dienstmänner zuckten die Achseln, und der Gerichtsvollzieher meinte kaltblütig:

„Warum wartet er, bis er herausgesetzt wird.“

„Fiat justitia, und wenn die ganze arme Menschheit der Teufel holen sollte,“ bemerkte mit schneidendem Hohne der lange hagere Mensch, den wir unter dem Namen Schnürer kennen gelernt haben.

Das Publikum aber beruhigte sich so leicht nicht und ging den Dienstmännern, wie dem Gerichtsvollzieher auf den Leib, als plötzlich zwei Schutzleute erschienen, welche die Leute mit kräftiger Hand rechts und links bei Seite schoben.

„Was ist das hier für ein Standal,“ rief der Eine, „den Augenblick auseinander, wer stehen bleibt, wird sofort arretirt.“

„Meine Sachen werden mir hier von den Dienstmännern ruiniert,“ rief da der Geschädigte, indem er auf die Schutzleute zutrat, „ich bitte um Schutz für mein Eigenthum.“

„Warum sind Sie nicht früher ausgezogen?“

„Ich hatte keine Wohnung.“

„Warum haben Sie keine bei Zeiten gesucht?“

„Ich habe keine finden können, obwohl ich viel Arbeitszeit deshalb versäumte.“

„Ausflüchte, Sie wußten, wenn Sie ausziehen mußten, aber das denkt nie an den andern Tag, dann beklagen sie sich. Wir kennen „die Sorte“ schon.“

„Herr, ich bin keine „Sorte“, ich habe dem Könige seit acht Jahren gebient, beleidigen Sie mich nicht.“

„Schweigen Sie sofort oder ich arretire Sie auf der Stelle, mit solchen Bummelern wissen wir fertig zu werden.“

„Bummler? ich Bummler? Was unterstehen Sie sich, den Augenblick lassen Sie mich los . . .“

Mit großer Heftigkeit warf der Angegriffene den Schutzmann, der ihn angefaßt hatte, bei Seite, so daß er an das Haus taumelte, der andere Schutzmann zog sofort blank und hieb dem unglücklichen Familienvater über den Kopf, der blutend zurückwich. Der andere Schutzmann aber, der sich schnell gesammelt, zog einen Todtschläger hervor und schwang ihn über dem Haupte des Ver-

wundeten. Das Publikum drängte drohend vor und ein junger, ziemlich feingekleideter Mann entriß den Händen des Schutzmannes den „Tobtschläger“ und ließ ihn auf das eigene Haupt des früheren Inhabers niederfallen.

„Reitende Schutzmänner, rettet Euch,“ rief da mit einem Male eine schrill durchdringende Stimme.

Und von dem einen Ende der Straße kam im scharfen Trabe eine Patrouille reitender Schutzmänner mit blankgezogenen Säbeln. Der Haufe stob schnell auseinander, nur die Letzten wurden von einigen flachen Hieben erreicht.

„Hier ist der Hauptrebell,“ schrie der unverletzt gebliebene Schutzmann, indem er den jungen Mann mit beiden Händen faßte, „er hat einen Kameraden erschlagen.“

Einer der reitenden Schutzmänner lenkte sofort sein Pferd dorthin, der junge Mann aber schleuderte seinen Segner mit der Kraft der Verzweiflung gegen die Hausthür und flüchtete quer über die Straße, unterwegs einem nach seinem Kopfe geführten Säbelhiebe des reitenden Sicherheitswächters geschickt ausweichend, worauf er den unbeweglich und vorsorglich in seiner Hausthür stehenden Herrn Schnober halb über den Haufen rannte und die Treppe hinauf flüchtete.

Herrn Schnober war die obere Hälfte der Pseife in den Mund hinaufgestoßen und die untere mit dem Pseifenkopf abgebrochen worden. Ehe er sich noch recht von seinem Schrecken erholt, schrie ihn schon ein Polizeisergeant an:

„Wo ist der Mörder hin?“

„Mörder? wie sagen Sie, entschuldigen Sie . . .“

„Nur keine Ausflüchte, Sie kennen ihn, Sie stehen im Complot!“

„Herr, ich ein Ausflüchter, ein Complotter, was denken Sie von mir, ich, ein Hausbesitzer, der . . .“

„Schweigen Sie und gestehen Sie, oder . . .“

„Sollen wir den auch mitnehmen?“ frug jetzt ein herangerittener Schutzmann.

„Mich mitnehmen? ach du mein Gott, Gnade meine Herren für einen unglücklichen Hauswirth, der sich vor seinen Miethsleuten nicht retten kann.“

„So, Sie sind Hauswirth, das ist etwas Anderes, aber kennen Sie den Verbrecher, der in Ihr Haus geflüchtet ist?“

„Ich kenne ihn nicht, weiß Gott, ich hab ihn zwar schon mehrmals gesehen, er muß zu Häuslers, nein, doch wohl nicht, oder

zu Hernigs, ja er muß wohl ... oder ... warten Sie einmal ... er könnte wohl ... fassen Sie nur ja keinen falschen Verdacht gegen mich, mein Haus ist so groß ... wenn nur die Müllern da wäre ... aber bitte, mein Haus steht Ihnen offen, er ist die Treppe hinauf, überzeugen Sie sich selbst."

Inzwischen waren die übrigen reitenden Schutzmänner nach Säuberung der Straße, bei der nur ein Kind mit tödtlichem Erfolge umgeritten, ein Greis gefährlich verletzt und ein Weib minder erheblich durch ein Pferd an den Brunnen gequetscht worden, zurückgelehrt. Das Haus wurde von Oben bis Unten sorgfältig durchsucht, ohne daß man auf eine Spur des „Verbrechers“ kam.

Die „geheime“ oder Criminalpolizei war inzwischen auch eingetroffen und hatte die Nachforschungen unterstützt. Der ganz außer Verfassung gerathene Hauswirth versicherte, daß der „Verbrecher“ nicht habe weiter fliehen können und versprach, daß er sowohl als die Hausmannsfrau scharf Acht haben würden, um den Schuldigen der gebührenden Strafe zuführen zu können. Und nachdem einige Geheimpolizisten sich passende Observationsposten ausgesucht und über das Signalement des jungen Mannes die nöthigen Notizen aufgeschrieben, zog die Sicherheitsmannschaft ab, indem sie zu gleicher Zeit die Verwundeten mitnahm. Unter Letzteren befand sich auch der übelzugerichtete Familienvater Husmann, von dem die laut jammernde Gattin gewaltsam getrennt wurde.

Ein menschlich gesinnter „Nachbar“ nahm, um künftigen Standal auf der Straße zu verhüten, die Frau mit ihren Kindern in eine Souterrainstube auf. Die Sachen blieben einstweilen auf der Straße.

Ähnliche Scenen kamen an diesem Tage in der glänzenden Residenz zu Hunderten vor, die feierliche Wachtparade wurde dadurch in keiner Weise gestört.

Viele Wohnungsgeräthe lagen am Abend noch hier und da auf der Straße. Bei einbrechender Dunkelheit verschwand Manches davon, weil keine Gerichtswehr da war.

Und der heiße „Rauschmeißtag“ war vorüber. Die ungastlichen Hauseigenthümer ließen ihre Thore schließen.

Und es regnete fort und fort.

Die Kirchenglocken melden vernehmlich, daß der Sonntag und der Sonntagsgottesdienst beginnt. Eine hohe schlanke Mädchengestalt eilt sacht im Schnober'schen Hause die Treppen hinab und versucht die Hausthüre möglichst geräuschlos mittels Hauschlüssels zu öffnen. In einem Winkel der Hausflur regt sich etwas.

„Wer ist da?“ fragt erschreckt die junge Dame.

„Ach, so, Sie sind's,“ tönt es zurück, und eine kleine Frau in Puff, Jacke und Unterrock tritt hervor. „Sie müssen wissen, daß in unserem Hause ein Verbrecher versteckt ist, den wir abzulauern müssen.“

„Ein Verbrecher?“

„Ja, ein Mann, der einen Schutzmann erschlagen hat; nehmen Sie sich wohl in Acht; übrigens ist das Haus gut bewacht. Wo wollen Sie denn so frühzeitig hin?“

„Ich will nur das Frühstücksbrod holen.“

„Sie haben doch eine Aufwartung.“

„Ja, die kommt erst um zehn, und ich kann die Eltern nicht so lange warten lassen.“

„Ich würde Ihnen das Frühstück gern mit besorgen.“

„Ich danke schön, die Eltern sind eigen und ich kenne ihren Geschmack und ihre Liebhaberei.“

„So, nun da besorgen Sie Ihr Frühstück nur in Gottes Namen selbst,“ rief die Alte giftig.

„Ja, lassen Sie nur das Fräulein ihr Frühstück selbst besorgen, da steckt gewiß etwas dahinter,“ rief der Hauswirth, der beim ersten Geräusch seine Thüre halb geöffnet gehalten hatte. „Sehen Sie Frau Müllern, das Fräulein, das sonst so hochnäsigt ist, holt sich ihr Frühstück ohne Noth nicht in eigener Person. Die Aufwartung hat mir auch schon versichert, daß sie kaum weiß, wie es drinnen bei der Herrschaft aussieht, da man sie nur höchstens bis in die Küche läßt. Und was meinen Sie, wie es mit dem Mörder steht? Warum ist der gerade in dieses Haus gelaufen, da muß er doch eine gute Bekanntschaft haben, he?“

„Gerade so sagte ich zu meinem Alten. Müller, sagt' ich, ich hab' eine Ahnung. Fräulein Veronica ging neulich mit einem langen jungen Mann — er war fast noch größer wie sie —, und ein langer junger Mann war es, der gestern sich an



dem Schutzmann vergriffen hat und dann gerade hierherein ge-  
flüchtet ist.“

„Was Sie sagen! War er fein gekleidet?“

„Ei ja, fein gekleidet, wie ein Cavalier oder Commis.“

„Langes Haar?“

„Sehr langes Haar.“

„Schnurrbärtchen?“

„Richtig, das fällt mir jetzt ein, daß er ein Schnurrbärtchen  
trug.“

„O ho, hm, hm, dann ist's ja sonnenklar, daß er es ist.“

„Wer? der Geliebte des Fräuleins? Nicht wahr? o, ich habe  
meine Ahnungen; Müller, sagt' ich erst vorgestern zu meinem  
Mann, ich habe eine Ahnung, das Fräulein Hernig hat einen  
Liebsten...“

„Der Liebhaber, o, meine Ahnung!“

„Schon wieder Ihre Ahnungen, Sie werden es noch dahin  
bringen, daß ich Ihnen wegen Ihren Ahnungen kündige.“

„Wie, Herr Schnober, mir kündigen? mir, Ihrer treuesten  
Hausgenossin und Hausfrau? Ach, ich habe es wohl geahnt,  
Danckbarkeit ist nicht bei den Menschen zu finden. Meinem Manne  
hab' ich schon einmal davon gesprochen; Müller, sagt' ich, meine  
Ahnung...“

„Hören Sie nun wohl endlich auf. Es handelt sich jetzt um  
etwas viel Wichtigeres. Wir müssen scharf Wache halten und  
Jeden genau beobachten, der ein- und ausgeht in diesen Tagen.  
Lassen Sie auch die Treppenlampen bei der ersten Dämmerung  
brennen. Es hat sich trotz aller Vorsicht immer wieder viel Ge-  
sindel im Hause angesammelt; das ist ein Pech, das an dem Hause  
klebt, wegen der vielen kleinen Wohnungen. Der Häuslern können  
Sie sagen, sie hätte gestern wieder auf der Treppe gegossen;  
wenn's wieder passiert, wird gekündigt; bei Tannert's ist wieder  
einmal eine Katze zugelaufen, die muß fort; der Maler, der Hunger-  
leider und Musjeh Lustikus, hat's auch am Längsten getrieben;  
Geheimraths haben ihn vorgestern schon wieder nach 9 Uhr in  
seinem Zimmer singen hören, was der Hausordnung schnurstracks  
zuwiderläuft. Der Mensch ist übrigens im höchsten Grade läder-  
lich; ich habe mich drei Tage mit dem Hauszins geduldt, weil  
ich weiß, daß er an den Commerzienrath Krafft zwei Bilder ver-  
kauft hat, die er gestern bezahlt erhalten sollte. Wer aber gestern  
und auch die Nacht nicht nach Hause gekommen, das ist mein  
Musjeh Maler, der sich wahrscheinlich eine lustige Nacht gemacht

hat und ausgebeutelt wieder kommt. Es ist das erste Mal, daß ich, so lange ich Hauswirth bin, Jemandem den Zins länger als 24 Stunden nachsehe und muß so 'reinfallen! Morgen aber mit dem Frühesten soll Schnürer die Ermissionsklage beim Stadtgericht einbringen.“

„Der Schnürer ist aber auch ein höchst fataler Mensch, hat schon zweimal Injurienklagen gegen mich losgelassen: einmal wegen der Jungfer Dore, die ich eine leichte Person genannt haben sollte, und einmal wegen den verschwundenen Kohlen, die Niemand anders als Leopold's an sich genommen haben. Ich sage Ihnen, Herr Schnober, da oben ist eine Clique zusammen, wo Eines für das Andere jeden Tag zehn Meineide schwört, um eine unschuldige Person in's Unglück zu bringen. Und der Schnürer ist der Allerböartigste. Mich wegen Injurien zu verklagen, die ich doch ganz gewiß Niemandem an der Ehre zu nahe trete. Ja, Herr Schnober, der Mensch müßte aus dem Hause; um 40 Thaler sære Ersparnisse hat er mich mit seinen Klagen gebracht, und wenn er nicht auszieht, muß ich ausziehen.“

„Nehmen Sie sich lieber besser in Acht; ich kann den vorwitzigen Burschen, der nicht einmal gegen seinen Hauswirth den schuldigen Respekt hat, um den Tod nicht leiden, aber Sie wissen, ein Hauswirth ist ein geplagtes Thier, und die Advokaten sind die reinen Beutelschneider. Da muß man schon einmal ein Auge zudrücken.“

„Ach ja, er hatte wohl auch so ein kleines Prozeßchen mit Ihnen wegen der Nähterin; o, meine Ahnung, ich sagte schon neulich einmal zu meinem Alten, Müller, sagt' ich, mir schwant etwas...“

„Der Teufel hole Sie mit Ihrem Ahnen und Schwanen, alte Nanunkel, was gehen Sie meine Angelegenheiten an.“

„Alte Nanunkel, ich? Herr Frohner, Sie haben gehört; der Schnürer soll mir sofort eine Injurienklage wegen öffentlicher Verleumdung eingeben.“

„Nun, was soll denn da Verleumdung sein? Nanunkel ist doch ein ganz gutes Wort, und alt sind Sie schon seit Ihrem dreißigsten Geburtstag,“ bemerkte der Angeredete, ein junger hochgewachsener Mann, der sich in seinem Tuchmantel und Calabreserhut ein künstlerisches Aussehen zu geben wußte. „Guten Morgen, Herr Schnober.“

„Schon so früh nach Hause Herr Frohner?“ bemerkte der Hauswirth, etwas milde gestimmt durch die ihm zu Hilfe kommende



Abfertigung, welche seiner Gegnerin zu Theil wurde. „Hatten wohl die Taschen voll und mußten sich erst etwas leichter machen, hm, hm, ehe Sie sich nach Hause getrauten? Na, zum Zinse wird das Uebriggebliebene wohl ausreichen; Euch arme Schlucker von Künstlern machen schon ein Paar Thaler zum Kröfus; da kommen Sie nur herein und erleichtern Sie sich.“

„Leichter, als ich bin, kann ich nicht gut werden, Herr Schnober, arm wie eine Kirchenmaus; wenn Sie mich umstürzen, bleibt so viel bei mir, als ich habe. Bei mir hat nicht bloß der Kaiser, sondern auch der Hauswirth sein Recht verloren.“

„Wie? Alles durchgebracht? das ist ja enorm, in was für Hände, hm, hm, sind Sie denn diesmal gefallen?“

„Ich dachte, der Mann heißt Krafft, und jetzt nennen ihn die Leute „Kraach“. Zahlt mich der Mensch in lauter schönen Bankscheinen und Coupons aus, volle Summe 500 Thaler, und wie ich sie versilbern will, weist man mich an den Fleischer, der das Papier nicht einmal zum Wurstpapier brauchen kann.“

„Nun, und wie wollen Sie mich denn da bezahlen?“

„Wollen Sie die Scheine haben?“

„Das Wurstpapier für mein solides Logis?“

„Ja, denken Sie denn, meine Bilder waren weniger solid als Ihr windiges Logis? Wenn ich sie auf die Ausstellung des Kunstvereins gab, bekam ich gut meine 7—800 Thaler, trotzdem die Herren dort den Künstler auch ausbeuten nach Noten. Nur weil ich baare Zahlung brauchte, ließ ich die Bilder für ein wahres Lumpengeld und schulde dem Rahmenhändler dafür noch 100 Thaler. Ich kann doch nicht selbst Geld prägen, und mit der Münze, die ich erhalte, muß ich wieder bezahlen. Mag der Staat dafür sorgen, daß solche Schwindeleien nicht vorkommen. Er nimmt doch sonst Jeden gleich beim Schopf, der ein Paar Groschen den Leuten stiehlt oder abschwindelt, warum denn nicht die großen Lumpen?“

„Das Alles kann mich aber nicht trösten.“

„Nun, dann trösten Sie sich mit meinem Schneider und meinem Schuhmacher, die jetzt auch weiter nichts bekommen können, als was ich habe.“

„Die Miethe geht Allem vor.“

„Das sagen Sie, weil Sie Hauswirth sind. Ich will's Ihnen aber auch gar nicht vorenthalten; hier ist das Geld, von dem ich Sie bezahlen wollte, ich gebe Ihnen gleich das Ganze.“

„Sie sind ein Schwindler mit Ihrem Lumpengeld, das Sie geben mögen, wem Sie wollen. Sie ziehen morgen aus, verstanden-vous? Sie Lieberjahn, Sie Nachtschwärmer!“

Mit Gedröhne ließ der ergrimnte Hauswirth die Thüre seines Vorhauses hinter sich ins Schloß fallen.

Der junge Maler steckte achselzuckend seine Papiere wieder ein und wollte, ein Liedchen pfeisend, eben die Treppe hinaufgehen, als er die junge Dame, die mit dem Frühstückkörbchen an ihm vorbeiglitte und ihm einen „guten Morgen“ zuflüsterte, bemerkte.

„Schöne „gute Morgen“ erlebt man hier in diesem Hause;“ erwiderte er. „Und doch, wenn man Ihnen begegnet, gnädiges Fräulein.“

„Ich bat Sie doch . . .“

„Entschuldigen Sie, in meiner Stellung muß man so manche in Sammt und Seide gehüllte Trine mit dem Worte „gnädig“ tituliren.“

„Und da meinen Sie, daß das Wort auch für mich paßt?“

„Da hab' ich mich wieder einmal schön entschuldigt,“ rief der junge Mann, sich vor den Kopf stoßend. „Sehen Sie, so geht es Einem, wenn er früh vom Nachtschwärmen nach Hause kommt.“

„Sie haben wieder die Nacht durchschwärmt, Sie sehen auch ganz angegriffen, bleich und well aus. Sie ruiniren Ihre Gesundheit und schwächen Ihre künstlerische Schaffungskraft.“

„Sie auch, gnä . . . bestes Fräulein, wollt' ich sagen. Sie sehen so angegriffen aus, als hätten Sie gar nicht oder nur sehr ungenügend geschlafen.“

„Ich hatte etwas ganz Nöthiges zu arbeiten,“ entgegnete das Fräulein, indem ihr schönes, marmorbleiches Antlitz sich mit einer leichten Röthe überzog und die langen Wimpern, die ihr ein so sanftes Ansehen gaben, die blauen Augen überschatteten.

„Sie hatten etwas ganz Nöthiges zu arbeiten; ach, und ich, Fräulein, hatte das dringende Bedürfniß, im Kreise von Kunstgenossen Trost, Muth und Anregung zu weiterem Schaffen zu suchen. Sie wissen so ein wenig, wie ich den Kampf ums Dasein bis jetzt geführt, Sie haben die Bilder gesehen, die ich ein paar Monate lang in der frohen Hoffnung herausgearbeitet, endlich einmal damit ein halbwegs künstlerwürdiges Dasein zu ermöglichen, und heute trag' ich als Prämie meiner Anstrengungen ein Päckchen Papiere bei mir, die mir den Hohn aller Derer zuziehen, die sich auf solche Papiere verstehen.“

„Es ist ein schwerer Unfall, der Sie betroffen, aber Sie werden ihn leicht überwinden, wenn Sie den Muth nicht sinken lassen und Ihre Kraft nicht vergeuden. Vielleicht sind die Papiere doch etwas werth, zeigen Sie sie einmal heute meinem guten Vater, er versteht sich darauf; und wenn sie doch nicht den geringsten Werth besitzen sollten, so werden Sie dennoch leicht den Schaden überwinden, da Sie so jung noch sind und Ihr Talent Ihnen eine Zukunft verspricht, wie Sie nur eine wünschen können.“

Mit einer leichten Verneigung empfahl sich das Fräulein, welches während des Gesprächs mit ihrem Begleiter bis zur dritten Etage hinaufgegangen war, und entschwand den Blicken des jungen Künstlers, indem sie eine Vorsaalthüre leise ausdrückte und dieselbe hinter sich ebenso geräuschlos wieder verschloß.

\* \* \*

„Seltsam, höchst seltsam,“ murmelte der Maler, indem er theils aus Müdigkeit, theils aus Nachdenklichkeit sich auf den Stufen der Treppe, die zur vierten Etage hinaufführte, niedersetzte und den etwas wirren Kopf in die Hände nahm. „Den Trost und Zuspruch, den mir die Freunde beim fröhlichen Zechen gaben, den hab' ich mit der Morgendämmerung auf den Straßen so ziemlich wieder verloren, und dieses Mädchen mit dem blassen Engelsangesicht spricht mit den zarten Lippen so herzerschütternde Worte zu mir, daß ich mich ganz als der Egmont fühle, den ich heute im Hoftheater bewunderte, wie er im finsternen Kerker sitzt, und seines Klärchens Traumerscheinung flößt ihm das Bewußtsein seiner höheren Sendung ein. Das ist ein Bild, so ganz wie ich es gern schaffe, wie tönt es doch:

„Dich schließt der Feind von allen Seiten ein,“ ja,  
und: „Freunde höh'ren Muth, Im Klicken habt

Ihr Freunde, Eltern, Brüder! . . .“  
Ha, welcher Sturm, die Mauern stürzen ein, die Freunde bringen  
befreind vor:

„O Klärchen, wärst Du mein, dann dankt  
ich Dir, was einem Könige zu danken schwer ist,  
Freiheit!“

O Freiheit, o Freisein von den elenden Fesseln, die der Gott Mammon auf die heutige, sogenannte civilisirte Menschheit gelegt hat, die die freie Arbeit lahmlegen und vor allem den Geist, den künstlerischen, der die Leuchtsfeuer vorwirft zu einem schöneren Dasein. Ah, das giebt ein Bild, wie es die Kenner würdigen, die

Philister erst nach und nach begreifen werden. Hier liegt er da, gefesselt noch halb von des Schlummers Banden, hinter ihm die Schrecken des Kerkers, doch seine Augen blicken verklärt dahin, wohin auch sein verlangender Arm greifen will:

„Mit blutbesleckten Sohlen tritt sie vor mich hin, —

Es ist mein Blut und vieler Edlen Blut . . .“

Das hier zur Linken, und nun:

„Schreitet durch, braves Volk,

Die Siegesgöttin führt Euch an,

Und wie das Meer durch Eure Dämme bricht,

So brecht, so reißt das Joch der Tyrannei zusammen

Und schwemmt ersäufend es von ihrem Grunde,

Den sie sich anmaßt, weg —“

Ja, Goethe war ein Maler in Worten, und wenn ich auch seine Worte nicht mehr so ganz genau wörtlich habe, so habe ich doch das Bild, das er gemalt hätte, wenn er ein Maler gewesen. Ja, ja, nun weiß ich, warum ich so lang als Schüler Linien ziehen und Formen zeichnen, Formen malen und Farben mischen lernen mußte. Wenn man das einmal kann, dann braucht man nur noch die Idee; der Pinsel taucht in die Farben, die Idee führt ihn, wie er gehen soll, und das Bild . . . diese Linien sagen mir's deutlich, wie es dastehen wird.

„Aber Herr Frohner, was machen Sie denn hier auf der Treppe?“ rief jetzt mit einem Male eine weibliche Stimme von der vierten Etage herab und riß den Maler, der, ohne sich's recht bewußt geworden zu sein, sein Skizzenbuch herausgezogen und den Bleistift fleißig gehandhabt hatte, in die Wirklichkeit zurück.

„Ach, es war mir eben ein Gedanke zu einem schönen Bilde gekommen, liebes Fräulein,“ erwiderte er, das Skizzenbuch zusammenklappend, „und Sie wissen, was ein guter Gedanke für einen Künstler zu bedeuten hat.“

„Ja, das weiß ich,“ erklärte Fräulein Theodora, „wir Künstler sind auf Ideen angewiesen. Ich hatte einmal die Geschichte gelesen, wie aus hingeworfenen Steinen Menschen wurden, und brachte unsern Balletmeister auf die Idee, diese ironische Fabel balletmäßig zum Ausdruck zu bringen. Das hätten Sie sehen sollen, wie aus den hingeworfenen Felsstücken Tänzer und Tänzerinnen entsprangen. Aber Sie klappern ja förmlich vor Frost, wollen Sie nicht wenigstens erst in die warme Stube kommen zu mir?“

„Sind Sie allein?“

„Ja, fürchten Sie sich etwa vor mir?“

„Ich? wie sollte ich, und was sollte ich wohl fürchten? Mein Herz habe ich bereits verloren, und das Geld, das ich besitze, kann mir gestohlen werden, auch wenn es nicht bei Ihnen dieser Gefahr ausgesetzt werden könnte. Aber Sie, Sie könnten Ihren guten Ruf compromittiren.“

„Meinen guten Ruf? Wie heißt es doch von der Ophelia im Hamlet? Sei kalt, wie der Schnee und keusch, wie der Mond, du wirst der Verleumdung dennoch nicht entgehen. Ich bitte Sie, wie kann bei einer Dame vom Ballet von gutem Rufe die Rede sein? Wenn in der „guten“ Gesellschaft so ein Gedanke ausgesprochen würde, dann gäbe es ein Gelächter, was sage ich? ein Gewieher, darob die Fensterscheiben springen möchten. Will man etwas bodenlos Albernnes sagen, so braucht man nur zu behaupten, daß die eine oder andere Tänzerin wirklich solid sei. Koletterie heißt Alles, was man unternimmt, die Leute auch nur zu einem anständigen Betragen uns gegenüber zu zwingen. Und warum? warum? bloß weil wir Proletarienkinder von unbedachtsamen Eltern im willenlosen Alter einem Berufe zugeführt werden, den wir aus Armuth, aus Hilf- und Mittellosigkeit nicht wieder aufgeben können. So werden wir Proletarier der Ehre, und was immer wir unternehmen mögen, um uns den guten Ruf zu wahren, wir bringen alle Opfer umsonst, man glaubt uns nicht, man lacht uns aus, bis wir es müde werden, ein Renommée zu behaupten, das uns Jedermann ohne Weiteres abspricht.“

„In der That, Fräulein, Sie erschrecken mich förmlich durch den Ernst und die Bitterkeit, womit Sie sprechen,“ meinte der Maler, indem er voll Interesse in das aschgraue, etwas verlebt aussehende und doch in feinen Linien wohlgebildete Gesicht seiner Nachbarin sah, das bei der Röthe des Unwillens, welche sich über dasselbe verbreitete, fast schön zu nennen war.

„Soll ich nicht? handelt es sich bei mir nicht auch um ein Leben, das hoffnungreich war, wie jedes andere und so schwächlich hingerichtet wurde. Wollen Sie wissen, wie es mir damit ergangen? Treten Sie ein, es sieht bei mir noch sehr unordentlich aus, aber Sie sind daran gewöhnt.“

In der That hatte in dem Zimmerchen die Unordnung sich so breit gemacht, daß es beinahe um die Hälfte kleiner erschien, als es war. Hüte, Hauben, Mantel, Unterröcke, Haarwickel, Kämme, Handschuhe, Schirm, Fächer, Tücher, Spitzen, Jacke, lag Alles im bunten Gemisch zerstreut auf den Stühlen, auf Tisch und Commode, auf dem Tische noch außerdem Frühstücksbrod und Butter, Kaffeekanne, Tasse, Gläser, Zuckerschale, Sahntöpfchen, Scheere und

Zwirn, Pomnade und Haarwachs, Schminktöpfchen und Puder mit Watte.

„Wollen Sie eine Tasse Kaffee? sie wird Ihnen gut thun, ich habe noch eine reine Tasse, warten Sie, ich mache Ihnen Platz.“

In der That machte sie ein paar Stühle frei, entfernte mit rascher Hand das Ungehörige vom Tisch, schenkte ihrem Gaste eine Tasse rein dustenden Kaffee's voll, schob ihm den Zucker, die Sahne und ein Frühstücksbrodchen zu, worauf sie, ohne Weiteres einen Stuhl zu sich heranzog und ihrem Gaste „ihre Geschichte“ zu erzählen begann:

„Sie wissen, oder Sie wissen auch vielleicht noch nicht, daß Jedermann eine Geschichte zu erzählen hat, die ihm lieber ist, als alle anderen Geschichten. Ich war so 17 oder 18 Jahre alt, als ich Abends nach der Oper, ich war damals im Balletchor der königlichen Oper, bei einer Hundekälte nach Hause eile. Bei 25 Thaler Monatsgage darf man sich den Luxus einer Droschke nicht erlauben, und ich froh in meinem Mantel und noch mehr in meinen dünnen Schuhen. Begleiten ließ ich mich nicht, ich hatte ein gutgegründetes Mißtrauen gegen alles derartiges Begleiten. Da hör' ich ein lautes Klatschen, und wie ich näher trete, sehe ich einen jungen Mann mit einer Studentenmütze vor einem Hause stehen und höre, wie er, der meine leichten Schritte auf der schneebedeckten Straße nicht bemerkte, im lauten Selbstgespräche äußert: „Schöne Geschichte, der Curt schläft wie ein Murmelthier oder er ist, gegen sein Versprechen, noch nicht zu Hause. Heute riskire ich wirklich zu erfrieren, denn ich habe keinen rothen Heller mehr.“ — Die hilflose Lage des armen Menschen rührte mich, ich trete also auf ihn zu und sage: Sie können wohl nicht ins Haus? Gehen Sie doch lieber in ein Gasthaus und erkälten Sie sich nicht! — „Ja, sagt er, der Uebelstand ist nur, daß ich keinen Groschen mehr bei mir habe.“ — Ach, Sie Armster, sage ich darauf, ich will Ihnen doch da lieber aushelfen; viel habe ich nicht, aber einen Thaler und ein paar Groschen habe ich noch. Hier bitte, nehmen Sie es. — Er sieht mich ganz verduzt an und sagt: „Sie haben viel Vertrauen zu mir, aber wo und wann kann ich es Ihnen wiedergeben?“ — Ach, es ist ja nicht viel, nehmen Sie nur? — „Nein, unter solchen Umständen nicht, sagen Sie mir Ihre Wohnung und Ihren Namen, dann will ich unbekannter Weise Ihr freundliches Anerbieten in solcher Noth annehmen. Oder noch besser, ich begleite Sie gleich bis an Ihr Haus, damit ich es wiederfinde.“ — Der Ton, die Stimme des jungen Mannes gefiel mir so, daß ich seine Begleitung annahm, ihm meinen Namen, aber nicht meine



Stellung angab, und da wir ein ziemliches Stück zusammen zu gehen hatten, verkürzten wir uns die Zeit mit einem, für mich wenigstens, sehr anregenden Gespräch. Am andern Tag war er bei mir, und wir verplauderten ein paar Stunden, wie ich später nie ein paar Stunden genußreicher, anregender verlebt habe. Er war so liebenswürdig, er bat, seine Besuche wiederholen zu dürfen, was ich ihm ganz voller Freuden zugestand. Nicht wahr, das ist eine ganz gewöhnliche Liebesgeschichte? und doch für den so interessant, der sie erlebt hat. Ich war entzückt und liebte so gern, und liebte mit ganzer Blut meines Herzens, und als er mich das erste Mal, so ganz aus Uebermuth küßte, da war mir's, als wüchsen unsere Seelen und unsere Lebensschicksale in Eins zusammen. Er gab mir den einzigen Ring, den er am Finger trug, es war ein Erbstück von einem verstorbenen Bruder, und diesen Ring wollte er als Verlobungsring gelten lassen. Er war so gut, so liebenswürdig, so kenntnißvoll und geistreich, daß mir in seiner Gesellschaft die Minuten im Windeshauch entflohen. Er hatte mich nie gefragt, wer ich sei, und so hatten wir manchen glücklichen Traum durchträumt, als eines Tages, nachdem ich zum ersten Male eine Solopartie im Ballet mit Erfolg getanz, gerade als wir beim Nachmittagskaffee zusammensaßen, zwei Theater- oder vielmehr Ballet-Enthusiasten in der ungenirtesten Weise sich bei mir einführten und mich mit Complimenten, bald aber auch mit Liebeslosungen vertraulicher Art bedachten. Ich sah meinen Freund roth werden vor Zorn und Eifersucht und dann, trotz meines Flehens, sich kalt von mir entfernen. Ein Brief von seiner Hand benachrichtigte mich des andern Tages, daß er in mir Eine jenes leichtsinnigen und leichtfertigen Berufes kennen gelernt und bedauern mußte, allen und jeden Verkehr mit mir aufzuheben, zumal sein Examen vor der Thür stünde.“

Der Maler sah gedankenvoll auf die Sprecherin und hörte nur halb die Erzählung ihres gequälten und enttäuschten Herzens, aber die Züge ihres Gesichtes waren beim Sprechen immer schöner geworden, unwillkürlich langte er sein Skizzenbuch hervor und begann das Gesicht der Erzählerin zu portraituren, denn es waren Züge, Linien darin, die er für sein Bild, für das in ihren geheimsten und süßesten Hoffnungen schwer verletzte Gretchen benützen zu sollen glaubte. Die Tänzerin bemerkte es endlich und rief:

„Ach, ich langweile Sie, Sie konnten es mich schon längst merken lassen. Was geht Sie auch mein Liebestummer an?“

„Ah, ich bitte sehr, ich muß immer für meine Hände eine Beschäftigung haben, wenn ich ordentlich auf etwas hören soll. Alle

Menschen werden interessant, wenn sie die Geschichte ihres Herzens erzählen, und wenn ich einen richtigen Holzblock zum Gesellschafter bekomme, so frage ich ihn stets um die Geschichte der Art und Weise, wie er mit seiner Frau bekannt geworden ist, und dann trägt selbst ein Dornstrauch manchmal Trauben.“

„Drei Jahre waren wohl vergangen,“ fuhr Theodora fort, „daß ich meinen Kummer in allen müßigen Augenblicken hatte neu aufleben lassen, da grüßt mich eines Abends Jemand ganz vertraulich beim Ausgang aus dem Theater und leistet mir unverlangte Gesellschaft. Er war es, und mein Herz erbebte, denn er war vollkommener, freier, lebhafter, männlicher geworden. Er sagte nicht ein Wort der Entschuldigung, im Gegentheil entsetzte er mich förmlich, indem er mir lächelnd „zugestand“, er hätte damals eine großartige Dummheit begangen, indem er das Verhältniß mit mir von der ernstern Seite genommen, da es sich bei einer Ballettänzerin doch nur um eine kleine unschuldige Liebelei handeln könne, und seine Eifersüchtelei sei einfach lächerlich gewesen. Jetzt stehe er natürlich auf einem andern Standpunkt, und nachdem er durch seine Erfahrungen gründlich aufgeklärt worden, habe er den lebhaftesten Wunsch, vor seiner Verheirathung, die nun doch über lang oder kurz stattfinden müsse, mit mir das alte Verhältniß wieder aufzunehmen. Sein Vater sei ins Ministerium berufen und er, der sich als unbezahlter Referendar bis dahin durchgeschlagen, erhalte von seinem Vater, der seiner Hülfe jetzt sehr bedürftig, das nöthige Taschengeld. Darauf wollte er mich küssen, wie früher, ich aber ließ mich lieber von dem persischen Schah küssen, als von einem Menschen, der so schamlos sprach und nichts, gar nichts zu bedauern fand. „Sie elender, erbärmlicher Mensch,“ rief ich, indem ich ihn gebührend zurückstieß, „Sie stammen aus einer gelehrten Familie, haben selbst studirt und dabei doch so wenig Bildung erworben, um nicht einmal es für nöthig zu erachten, Anderen Ihren Mangel an Zartgefühl zu verbergen. Weil ich arm bin, weil ich in meiner Bildung vernachlässigt wurde, weil ich nichts weiter gelernt habe als Ballettanzen und die sozialen Verhältnisse in dieser Beziehung schmutziger Art sind, halten Sie sich für berechtigt, mich als ein Geschöpf anzusehen, dem man ungenirt seine schmutzigen Ansichten offenbaren darf. Sehen Sie, ich verachte Sie mit Ihrer Bildung, wären Sie doch lieber damals in der unglückseligen Nacht, wo ich Sie kennen lernte, erfroren und verdorben, die Welt, die Humanität hätte an einem Wesen, wie Sie, das ungefähr 5000 Thaler kostet, bis es halbwegs brauchbar zu irgend einem Zwecke wird, nichts verloren.“ Und wie ich so



meinem Herzen gründlich Lust gemacht, wandte ich ihm stolz den Rücken und entfernte mich, ohne zu sehen, wie lange Zeit seine Verdunstheit gedauert hat. Habe ich das nicht gut gemacht?"

"Das Alles haben Sie gesagt?" fragte der Maler ganz erstaunt.

"Das Alles hab' ich wirklich so gesagt," entgegnete sie triumphierend und schaute den Maler lächelnd an, der bewundernd in die leuchtenden Augen und das in freudigem Erglühen nun wirklich schöne Gesicht der Tänzerin blickte.

"Und Sie haben nun nichts wieder von ihm gesehen oder gehört?"

"O freilich habe ich das. Einmal schrieb er mir einen Brief, worin er mich um Entschuldigung bat, daß er nicht daran gedacht, wie es doch Ausnahmen von jeder Regel gäbe, und daß er jedesmal entzückt wäre, wenn er seine „Angebetete“ in der Oper gleich einer reizenden Sylphide dahinschweben sähe, ich möchte ihm doch verzeihen, was er so unbedachtsam geschwätzt, er hätte damals „humoristisch“ sein wollen, um die Anknüpfung zu finden. Das Wort fällt mir jetzt immer ein, wenn ich an seine gegenwärtige Stellung denke. Er ist nämlich Staatsanwalt geworden, und nun stellen Sie sich einen humoristischen Staatsanwalt vor; in dieser Sache liegt wirklich Humor, wie man zu sagen pflegt."

"Fräulein, wissen Sie, daß man in die Verlegenheit kommen kann, Sie für eine sozialdemokratische Rednerin zu halten?"

"Ob ich eine Rednerin bin, weiß ich nicht, weil ich keine Gelegenheit hatte, Reden halten zu müssen. Wenn Sie mich aber in den Verdacht der Sozialdemokratie nehmen sollten, dann schadet es nichts, denn ich bin meiner Geburt, meiner Erziehung und meinem Lebensschicksale nach Proletarier, und die ächte Religion der Proletarier ist die Sozialdemokratie."

"Es ist so, ja, es ist so," stimmte der Maler bei. „Niemand hat mehr als ich Ursache das anzuerkennen. Ich habe Talent, kein Mensch streitet mir das ab, ich war immer fleißig, eifern fleißig zuweilen, ich mußte mir die Möglichkeit des Studirens auf der Kunstakademie durch Retouchiren bei einem Photographen verschaffen und später dumme Bilder auf Porzellan malen. Zwar hätte ich auch einige magere Stipendien bekommen können, wenn ich in der Manier der einflußreichen Professoren und vor allen Dingen fromme Gegenstände malen wollte, aber meine Kunst mußte frei sein, denn nur im freien Schaffen schafft man Großes. Und frei soll man nicht schaffen, der Geldsack giebt Gesetze. Bei der Kunstausstellung bekomme ich die dunkelsten Plätze, gehe ich zum Bilderhändler, so

soll ich nach dessen Anweisung malen, wenn auch der Mensch vom Malen soviel versteht, wie das Rhinoceros von dem „Sommergrün unserer Gefühle.“ Reich gewordene Händler, Bierbrauer, Häuserschacherer und Güterschlächter halten es vor allen Dingen für wichtig, daß ihr dummes, fettes Gesicht der Nachwelt überliefert werde, sonst finden allensfalls noch nackte Frauenleiber und Schlachtenescenen Anerkennung bei den Culturhelden unserer Tage. Brennende Dörfer, einstürzende Thürme, zerschossene Bäume, niedergetrete Felder, geängstigte Menschen werden freudig angeschaut, wenn nur Pickelhauben im Vormarsch begriffen und rothe Hosen im Fliehen sind. Schließlich kauft man noch Gefahr für seine guten Bilder und die mit baarem Gelde beschaffte Zuthat hierzu mit Papieren bezahlt zu erhalten, in die man sein Abendbrod wickeln kann, wenn man sie verwerthen will, so wie mir's gestern ging. Da sehen Sie her, das sollen 500 Thaler sein!“

„Sie Aermster, und da ist gar nichts mehr herauszuschlagen?“

„Wie man mir sagte, nichts. Indessen will ich noch einmal den alten Herrn fragen, der versteht sich darauf. Zuvor muß ich aber ein wenig Toilette machen.“

„Versteht sich, schon wegen Fräulein Veronica. Es fehlte Ihnen auch das noch.“

„Was fällt Ihnen ein.. Fräulein Veronica?“

„Schon gut, wir haben scharfe Augen. Vergessen Sie nur nicht, daß heute Nachmittag bei mir ästhetischer Kaffee ist, wir lesen „Das Leben ein Traum“ von Calderon, ein tief sinniges Märchendrama, der Kaffee soll auch nicht so schlecht sein, wie der bei Häuslers vergangenen Sonntag, hrrr, die reine Munkelkrübe. Wenn Sie übrigens Nichts zu Mittag zu essen haben, so können Sie bei mir frische Wurst mit Kartoffelsalat bekommen, ich halte mich nicht gern mit dem Kochen auf.“

\* \* \*

Das Zimmer des Malers befand sich neben dem der Tänzerin. Als er die Thür aufgeschlossen und den Drücker in die Hand nahm, bemerkte er zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß die Thür nicht aufging. Er versuchte den Schlüssel noch einmal umzudrehen, was aber unmöglich war. Bestürzt schlug er sich mit der Hand an die Stirn und meinte:

„Sollte ich denn etwa in Gedanken inwendig zugeriegelt haben, bevor ich fortging, das wäre fatal. Doch nein, das ist ja gar nicht möglich, ich kann doch nicht heraus, wenn verriegelt ist, und

wenn ich draußen bin, kann ich nicht von innen verriegeln, das scheint mir nun klar wie Sonnenlicht, ich müßte denn die Thüre so schnell und heftig zugeworfen haben, daß der Kiegel von selbst...“

In diesem Augenblicke hörte er einen schrillen Schreckensschrei nebenan im Zimmer der Tänzerin, und nunmehr ernstlich etwas Außergewöhnliches argwöhnend, eilte er, ihr womöglich zu Hülfe zu kommen. Die Ärmste hatte eben Morgenhaube und Morgenmantille abgelegt, um sich zu frisiren, die Haare waren wild und fessellos auf Hals und Schultern herabgerollt, so sah sie halb wie eine Medusa und halb wie ein von ihr erschrecktes Opfer aus.

Im nächsten Augenblicke verdunkelte eine Gestalt auf einem Augenblick das eine Fenster und gleich darauf das andere.

„Ein Mensch ist auf dem Dache, gewiß ein Dieb...“ schrie die Tänzerin.

„Oder ein Verliebter, wir wollen gleich einmal sehen“ meinte der schnell gefasste Maler und eilte das Fenster zu öffnen.

„He da, guter Freund,“ rief er hinaus, „kommen Sie einmal hierher, der Hauswirth ist ein Knicker und läßt nicht gern repariren; oder bitte, steigen Sie gleich dort hinein, das ist mein Zimmer, die Dachrinne wackelt schon ganz bedenklich, geniren Sie sich nicht, Sie brauchen sich die Füße nicht erst abzustreichen. Aber bitte, riegeln Sie die Thür von innen auf. Das ist gewiß ein wagehalsiger Anbeter von Ihnen, Fräulein Theodora, und wie mir scheint einer vom Ballet, denn er klettert ja wie eine Katze.“

„Was Sie von mir denken, Herr Frohner,“ entgegnete die Tänzerin, die nun wieder soweit zu sich gekommen, um rasch und energisch ihre Toilette wieder etwas in Ordnung zu bringen.

Na, es ist sehr verdächtig. Der arme Mensch sieht mir nicht aus, wie ein Dieb, was er für ein geisterbleiches Gesicht hatte, und wie das Haar wild darum hing, gerade so wie eben bei Ihnen. Nun, wir werden ja sehen.“

Als der Maler wieder an seiner Thür gekommen, öffnete sich dieselbe und die Gestalt eines jungen schlanken Mannes wollte rasch an ihm vorbeischlüpfen. Er drängte dieselbe aber sofort mit starker Hand in das Innere des Zimmers zurück, schloß sodann die Thür und ließ einen raschen prüfenden Blick auf seinem seltsamen Besucher weilen.

Es war ein schönes, edles Gesicht trotz seines verfürten Zustandes, die etwas stark verschobene Kleidung zeigte mancherlei Flecken von Mauerfall und Schmutz, sowie einige Risse und die

feinen weißen Hände bluteten unter den stark beschmutzten Manchetten hervor.

„O, ich bitte Sie, haben Sie Mitleid und Nachsicht mit mir, gewähren Sie mir freien Abzug, denn ich bin in einer ganz verzeifelten Lage.“

Ja, das glaube ich, denn zum Vergnügen wandelt man ihre heutigen Wege nicht.“

„Sie können sich vergewissern, ich habe Ihnen nicht das Geringsste entwendet.“

„O, das beunruhigt mich am Wenigsten, denn ich habe in meinem Zimmer nichts, was mir ernstliche Sorge machte. Aber, wie ist mir denn, Ihre Züge kommen mir etwas bekannt vor, sollten wir uns nicht schon begegnet sein?“

„Es ist möglich, ich habe schon einige Male in diesem Hause Besuche gemacht.“

„Aber nicht bei mir, wie ich mir zu bezeugen bitte,“ rief die Tänzerin, welche inzwischen gleichfalls eingetreten war. „Nein, die Leute so zu erschrecken, es giebt mir einen Knix für mein ganzes Leben.“

„Neben Sie doch nicht so laut hier,“ rief eine zweite Gestalt, in das Zimmer aalgleich schlüpfend und die Thüre behufsam hinter sich schließend. „Der gute Hauswirth und die Gule von Hausmannsrau sind schon bis zum dritten Stock heraufgeschlichen.“

Es war die lange, hagere und verwachsene Gestalt des Schreibers, der jetzt an der Thür lehnte und mit listigen Augen die Gruppe überflog. Endlich hasteten seine Blicke auf dem Gesichte des unbekanntem Eindringlings, ein Gedanke leuchtete sichtlich bei ihm auf und dem jungen Mann die Hand reichend, rief er:

„Ach das sind Sie ja, Herr Schmidt, Sie wollten zu mir und sind an die falsche Thür gerathen.“

„Ober an das falsche Fenster,“ bemerkte der Maler. „Sie empfangen Ihre Besuche auf einem merkwürdigen Wege.“

„Und erschrecken und compromittiren anständige Leute damit, Herr Schnürer“, fügte die Tänzerin hinzu.

„Ach, es ist ganz einfach, der Herr schläft manchmal, wenn er in der Stadt bleibt, bei mir, und da hat er gesehen, wie ich, wenn ich einmal keinen Schlüssel bei mir hatte und er hatte in Gedanken die Thüre zugeschlossen, vom Gangfenster auf's Dach und längs der Rinne bis zu meinem Fenster geklettert bin. Nun hat er sich im Fenster geirrt, ist zu Ihnen eingestiegen, hat die Thür verschlossen gefunden, sich bei Nacht nicht weiter getraut und wollte nun heute Morgen kommen, da haben Sie ihn entdeckt.

Entschuldigen Sie nur vielmals und bitte, lassen Sie sich ja nichts merken, denn der Hauswirth kündigt mir auf der Stelle, wenn er so etwas hört. Wir waren doch stets gute Nachbarn. Kommen Sie, Herr Schmidt, die Herrschaften entschuldigen, besonders das Fräulein, das nicht nur ein seelensgutes, sondern auch ein sehr hübsches Mädchen ist, die Sie nicht nach ihrem Negligée beurtheilen dürfen.“

„Sie sind ein Nichtsmutz, Herr Schnürer,“ rief die Tänzerin, die es jetzt für gerathen hielt, sich den Blicken der Männer zu entziehen.

Gleich darauf, und ehe die drei Männer noch ein Wort hatten äußern können, klopfte es vernehmlich an die Thüre.

„Die Hausmannsfrau, geschwind, sie darf nichts ahnen,“ flüsterte der Schreiber, sagte mit einer Kraft, die man ihm nicht zugetraut hätte, den Fremden, drückte ihn hinter eine mächtige zum Malen aufgespannte Leinwand, warf einen grünen Vorhang über ihn und setzte sich auf einen Sessel, das Knie in beide Hände über das andere nehmend.

Das Alles war so blitzschnell gegangen, daß der Maler kaum daran denken konnte, etwas dagegen oder dafür zu thun. Im nächsten Augenblick öffnete sich die Thüre und das neugierig lugende Gesicht der Hausmannsfrau kam zum Vorschein.

„Entschuldigen Sie, Herr Frohner, ich hörte Sie schelten, gewiß ist etwas nicht in Ordnung, aber Sie hatten vergessen, mir gestern den Schlüssel dazulassen. Ich werde aber nun gleich aufräumen.“

„Holen Sie nur vor allen Dingen einen Krug frisches Wasser. Ich wollte mir eben welches beim Nachbar borgen, und der klagt, daß er selbst keins bekommen hat,“ bemerkte der Schreiber, indem er der noch immer argwöhnisch umherspähenden Frau die Wasserflasche hinreichte.

„Es war mir, als wenn Jungfer Dore geschrien hätte?“

„Nun ja, sie stellte etwas aus der Stube oder holte etwas herein, als ich ganz unvermuthet vorkam, und weil sie nicht gerade im besten Anzuge war, schrie sie und huschte in die Stube, Sie wissen ja, wie die Frauenzimmer sind, Frau Müllern.“

„Na, die braucht sich nicht so verschämt zu geben,“ eiferte die Alte, „ich könnte Geschichten erzählen, o, ich könnte Geschichten erzählen, denn es hat mir gleich geschwant, wie sie hereinzog, daß es nicht ganz kauscher mit dem Frauenzimmer war. Müller, sagte ich zu meinem Manne, ich habe meine Ahnungen...“

„Wenn wir nur erst Wasser hätten,“ knurrte der Schreiber.

„Ich laufe gleich. Nein, wissen Sie, was ich dachte, wie ich die Jungfer schreien hörte, ich dachte der Verbrecher... Sie müssen wissen, Herr Frohner, daß wir im Hause einen schweren Verbrecher versteckt haben, einen Verbrecher der schlimmsten Art, die Criminalpolizei hat gestern das ganze Haus durchsucht und kommt jedenfalls morgen früh mit der Staatsanwaltschaft wieder, um noch einmal gründlich durchzusuchen.“

„Ach, was, bringen Sie nur Wasser, der Verbrecher ist jedenfalls längst über alle Berge.“

„Er ist nicht über alle Berge, dafür garantire ich Ihnen, und Herr Schnober auch, wir halten scharfe Wache, Niemand kommt hinaus, den wir nicht kennen, oder den wir nicht erst haben hereinkommen sehen. Ich habe auch schon über den Versteck des Verbrechers eine Ahnung, ich sagte...“

„Wollen Sie mir denn jetzt Wasser bringen oder nicht, Frau Müllern, sonst hol' ich mir's selber,“ donnerte jetzt der Maler, dem die Ungebuld in den Händen zuckte.

„Ja, ja doch, ich geh' schon, sind Sie heute pressant, viel pressanter, als mit dem Zahlen. Das sage ich Ihnen auch gleich, lange warte ich nicht mehr, entweder oder, denn mir ahnt schon...“

„Ahnen Sie sich zum Teufel,“ schrie nunmehr der Gemahnte, Ahnen, Schwänen, Mahnen, das kommt ja aus ihrem Munde, als wollten Sie Knüppelverse machen,“ und damit schob er die Frau zur Thüre hinaus, so daß sie raisonnirend die Treppe hinunterklapperte.

„Das kommt davon, wenn man geschwägige Hausmannsfrauen zur Aufwartung nimmt,“ brummte der Schreiber, schob dabei den Rahmen wieder bei Seite und forderte den Versteckten auf, schleunigst mit in sein Zimmer zu kommen, während er dem Maler anempfahl, sich erst das Wasser geben und dann die Hausmannsfrau aufräumen zu lassen, welche Gelegenheit er benützen könne, sich zu ihm zu begeben.

Als der Maler später zu seinem Nachbar kam, saß selbiger in einem alten Lederstuhl nahe an der Kammerthür und unterhielt sich mit seinem Gaste, den er in seinem Schlafrum hatte niedersetzen lassen, so daß beim Oeffnen der Stubenthür ihn Niemand sehen konnte.

„Treten Sie näher, Herr Frohner,“ rief er dem Eintretenden zu, vor Ihnen dürfen wir doch kein Geheimniß haben, Sie werden aber begreifen, daß ich die Dore abschieben mußte; denn wenn erst einmal ein Frauenzimmer ein Geheimniß weiß, dann ist es so



sicher aufgehoben, wie wenn man es an die Markteden angeschlagen hat. Jetzt denken Sie einmal an Fräulein Veronika, und dann sehen Sie unsern Gast an.“

„Es ist ihr Bruder,“ rief der Maler überrascht.

„So ist es, ich errieth es gleich beim ersten Blick. Und daß der Bruder auch der Verbrecher in einer und derselben Person ist, werden Sie wohl, wenn die Frau Müllern Sie halbwegs angestect hat, auch zu errathen nicht verfehlt haben. Der junge Mann war gestern im Begriff einen Besuch bei seinen Eltern abzustatten, als er Zeuge der brutalen Art und Weise wurde, mit welcher die Exekutivbeamten unserer neuesten „göttlichen“ Weltordnung gegen das Volk und insbesondere gegen die Opfer unserer vortrefflichen sozialen Zustände zu Werke gehen. Der Zorn übermannte ihn wie einstmal den hochgelobten Großpaffen Moses, und da sein Leben in Gefahr stand, floh er in dieses Haus, mit glücklichem Instinkt die Wohnung seiner Angehörigen vermeidend, bis hinauf in unsere Dachetage, wo ihm das offene Gangfenster und dann Ihr offenes Stubenfenster den einzig möglichen Rettungsweg zeigten. Nachdem er die Nacht schlaflos und in steter banger Erwartung Ihrer Rückkehr verbracht, hört er, halb im Morgenschlummer befangen, wie Sie die Thür, die er, um sich nicht überraschen zu lassen, inwendig verriegelt hat, zu öffnen versuchen, und tritt seinen Rückzug, in der Hoffnung, das Gangfenster noch offen zu finden, wieder über die Dachrinne an, und da er dieß verschlossen findet, sucht er weiter und wird glücklicher Weise von Jemandem entdeckt, der ihm in Gemeinschaft mit mir die Flucht ermöglichen wird. Sein Verbrechen würde offiziell lauten: Bewaffnete Theilnahme am Landesfriedensbruch, und der Zustand des von ihm niedergeschlagenen Schutzmannes wird bestimmend sein für die Höhe der Strafe, die ich im besten Falle mit zwei Jahren Gefängniß ansetze. Es wird nun höchst wahrscheinlich morgen noch einmal eine von der Staatsanwaltschaft geleitete Hausdurchsuchung stattfinden, vor welcher unser Flüchtling entweder hinreichend verborgen oder außer dem Hause in Sicherheit gebracht werden muß. Vorher jedoch will er wenigstens mit seiner Schwester Rücksprache nehmen, und das möchten Sie ermöglichen. Während wir beim ästhetischen Kaffee des Fräuleins Theodora versammelt sind, kann das Fräulein hier hereinschlüpfen, und das Weitere wird sich finden, nicht wahr, Herr Frohner?“

„Sie sind in der That ein umsichtiger Mann, Herr Schnürer, wir werden das Nöthige noch weiter besprechen. Jetzt will ich nun wieder hinüber zu meiner Ahnenden und mich ein wenig putzen.

Aber es freut mich in der That ganz außerordentlich, in Ihnen einen ebenso humanen, wie klugen Mann kennen zu lernen. Ich hätte das gar nicht in Ihnen vermuthet.“

„Weil ich etwas verwachsen bin und meine Lebensschicksale mir eine Kritik ins Auge gesetzt haben, die Manchem unangenehm in die Augen schießt. Aber so klar wie ich die Krankheiten unseres sozialen Lebens durchschaute habe, so klar schaue ich auch in die Zukunft und sage mir, daß der wirklich ächte, der sozialdemokratische Volksstaat gewaltige Wurzeln im Volke eingesezt hat. Und er alleine kann und wird die Menschheit erlösen.“

\* \* \*

Wer die Zaubergabe hätte, die Wände der Wohnungen eines Hauses zu durchblicken, welche wunderbar bunt zusammengewürfelte Lebensbilder würde Der mit einem Male überschauen! Hier Kindtaufe, dort ein Sterbebett, da oben Liebeswonne und drunter schmerzlichster Verlust, zur Rechten Kindersegen, kaum zu fassen, zur Linken öde Verlassenheit, und unter demselben Dache üppigster Reichthum und bitterste Noth. So leben sie hin die Bewohner eines großen Hauses, oft neben und übereinander, ohne auch nur die Namen zu kennen derer, die sie ihre Nächsten in räumlicher Beziehung nennen müssen, geschweige denn, daß der Eine von des Andern Schicksal etwas weiß, ja auch nur wissen möchte. Höchstens statten sich die Bewohner derselben Etage, oder die der ersten denen der zweiten einen Höflichkeitsbesuch ab, der einen Gegenbesuch — sehr häufig den letzten — hervorrust, und dann ist's vorbei. Welche Dienste könnten sich die durch den Zufall da zusammengeführten Menschen gegenseitig erweisen, wie oft könnte Einer im Hause selbst die beste Hülfe finden, die er draußen vergeblich sucht, aber sie wissen nichts von einander, denn die Gesellschaft hat alles Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Solidarität verloren; je dringlicher die immer höher werdenden Aufgaben der Menschheit den Sozialismus empfehlen, je mehr reißt sich der kleinste Theil mit seinen Sonderinteressen vom großen Ganzen und wird nicht abgeschreckt durch das täglich sich erneuende Schauspiel, wie der Strom unberrschter Ereignisse die Vereinzelten niederreißt ins schlammige Bett. Wie viele Conflictte entstehen durch das Zusammentreffen ganz verschiedenartig gestimmter Wesen, von denen Keins die Ursache der Stimmung des andern kennt. Und so ein Conflict wird meist vom Augenblick geboren, aber wer sagt, wie lang seine Wirkungen fortdauern werden. Wohl könnte auch



der Blick ohne Zauberei durch die Wände bringen, wär's nur der Blick der allgemeinen Menschenliebe!

Unten in der dritten Etage, rechts, steht an der Eingangsthür auf einem feinen Porzellanschilde der Name Adolph Hering, und darunter das Wort: Kaufmann. Von der blendend weißgetonten Flux tritt man hier in einen ziemlich schmal bemessenen Vorsaal, der gerade noch ausreicht, um, ohne die Passanten sehr zu geniren, einen Kleiderhalter von feinem Mahagoni mit Schirm- oder Stockbehälter unten, sowie einen schmalen Schrank von Nußbaum zu dulden. Geradeaus geht's nach der Küchenthür, die halb von Blendglas gebildet ist, während rechts zwei Thüren, die eine vordere nach einem kleinen Cabinet, die andere nach einem größeren Wohnzimmer führt, an welches sich ein hinter der Küche befindliches Schlafzimmer reiht. Es ist dieß ein Logis für eine leidlich situirte Familie und kostet dicht am Rande der inneren Stadt jährlich 120 preussische Thaler.

Leidlich situiert scheint die Familie, die hier wohnt, allerdings zu sein, denn Alles, was das Auge in dem außerordentlich sauber und nett gehaltenen Wohnzimmer erblickt, trägt den Charakter einer soliden Eleganz. Sopha und Stühle sind gut gepolstert, mit schneeweißen Decken überlegt, das Holz der Möbel fast kostbar; den Fußboden bedeckt ein leidlich gehaltener mächtiger Teppich, und die Gardinen sind aus nur etwas verblichener Seide gefertigt. Es fehlt auch weder an einem schönen, bis zum Erdboden fast reichenden Spiegel, noch an einem kostbaren Piano, über welchem das Notenpult hängt. Im Hintergrunde des Zimmers, gerade über dem Sopha, prangt ein Familienbild. Ein ernster Mann in mittleren Jahren mit einem Zeitungsblatt in der Hand, eine Dame in den Dreißigern mit schönem, wohlwollenden Gesicht, ein Knabe von vielleicht 16 Jahren und zwei jüngere Mädchen mit lieblichen Gesichtern, die fröhlich und zuversichtlich dem Besucher entgegenblicken. Die Familie ist um den Kaffeetisch gruppiert.

Der Maler, der dieses Bild gemalt, war gewiß kein Stümper, denn wenn man die Dame ansieht, die unmittelbar unter dem Bilde im gelbseidenen Schlafrock und weißem Morgenhäubchen auf dem Sopha beim Kaffee sitzt, so möchte man sich fast vermessen, zu bestimmen, wie viele Jahre über dieses Antlitz hinweggeglitten, seitdem der Maler jene Züge auf die Leinwand gefesselt. Hinweggeglitten dürfen wir sagen, denn eben noch so wohlwollend und fast noch ebenso schön erscheint das Gesicht der etwa um ein Jahrzehnt gealterten Frau, wenn sich beim Sprechen der schmerzliche Zug verliert, der jetzt beim stillen Nachsinnen um ihren feinge-

schneitene Mund zu schweben pflegt. Wer aber die rasche, unerbittliche Arbeit der Zeit studiren will, der vergleiche das Conterfei des älteren von den beiden jungen Mädchen mit der Gestalt, die der Dame gegenüber an einem Stidrahmen sitzt und mit sorgsamem Augen die Arbeit der weißen schlanken Finger auf der Stickerei überwacht. Wie hat sich die Gestalt so stattlich aus den kindlichen Formen entwickelt, wie sind die Lilien so schnell auf die glänzenden Rosen der Wangen gefolgt, und ach, wie ernst schauen die Augen drein, die auf dem Bilde so übermüthig schelmisch hervorblitzen. Draußen beginnen jetzt die Kirchenglocken zur Kirche zu laden, die Dame auf dem Sopha legt ihren Strickstrumpf aus der Hand und faltet die Hände zum stillen Gebet. Ihr Blick fällt auf das Mädchen, das mit sichtlichem Zögern und einigem Widerwillen die Nadel weglegt und ihrem Beispiele folgt, und längst auch wieder die Arbeit aufgenommen hat, bevor jene ihr sichtlich sehr inbrünstiges Gebet beendet und nun sich mit der Frage an sie wendet:

„Du betest nicht mehr gern und freudig, liebe Veronica?“

„Nein, Mama.“

„Wir haben es doch so nöthig!“

„Nicht nöthiger als die Arbeit, liebe Mutter.“

„Das Gebet verleiht mir immer neuen Muth.“

„So bete, liebe Mutter; mich stärkt, tröstet und ermuthigt die Arbeit.“

„Bet' und arbeit, heißt der Spruch.“

„Ja, arbeiten und sich durch Beten trösten, daß die Welt so schlecht, so wenig dankbar für die Arbeit ist. Ich habe lange genug gebetet, nach Deinem Beispiel, und gefunden, daß das Gebet weder das Unglück aufhält, noch Diejenigen bessert, die das Beten empfehlen und selbst üben.“

„Du erschreckst mich, Kind, Du hast Deinen Gottesglauben verloren. Was soll Dich aufrecht halten in der Zeit der Betrübnis?“

„Meine Ergebung in das Unvermeidliche und das Bewußtsein, meine Pflichten zu erfüllen.“

„Und das Heil Deiner Seele?“

„Das liegt eben im Bewußtsein meiner Pflichterfüllung, Mama.“

„Wer aber nicht glaubt an Gott den Allgütigen und an Christus, seinen eingeborenen Sohn, der gekommen ist die Welt zu erlösen von dem Uebel, der hat auch keinen Anspruch an die ewige Seligkeit.“

„Wenn der allgütige Gott den Menschen eine ewige Seligkeit bestimmt hat, so wird er sie Denen zu Theil werden lassen, die redlich das Ihrige thun, denn das ist schwerer als Beten.“

„Nun, Kind, ich will nicht mit Dir streiten, Du bist so herb. Aber sag', ich vermisse heute die Aufwartung?“

„Sie wird nicht mehr kommen, ich habe ihr gestern aufgesagt, weil sie mehr verlangte, als ich ihr jetzt geben kann.“

„Aber, Kind, Du kannst doch nicht Holz, Kohlen und Wasser tragen.“

„Die Frau Häuslern will es gern mit besorgen. Es ist da drüben gestern eine arme Tischlersfrau mit ihren zwei Kindern in arge Noth gerathen, gestern beim Auszugstag. Die Frau Häuslern wollte auch gern helfen, aber sie hat, wie Du weißt, nichts übrig; so will sie mir die kleinen Dienstleistungen besorgen, und für das, was ich erspare, kann ich der unglücklichen Frau zu Hülfe kommen.“

„Ach Kind, Du bist so gut, wenn Du nur etwas frömmere wärest.“

„Wäre es Dir lieber, Mama, wenn ich frömmere und weniger gut wäre?“

„Was Du für wunderliche Reden führst, meine Veronika; Du siehst mir auch so well und bleich aus, gewiß hast Du wieder recht lange am Stickerahmen geseffen, ich habe Dich gar nicht zu Bette kommen hören.“

„Ich habe mich, um Dich nicht zu stören, aufs Sopha gelegt.“

„Du wirfst Dir Deine Gesundheit und Deine Augen ganz ruiniren.“

„Es ging diesmal nicht anders, wir haben eben den Hauszins bezahlen müssen, und wenn ich zum 15. nicht die Zinsen für das Pianino an den Pfandleiher bezahlen kann, wird mir mein einziger Trost abgeholt. Die Sticerei muß zur richtigen Zeit abgegeben werden, denn die Zeiten sind jetzt schlecht, und wenn ich die Bestellung nicht zur Stunde ausführe, weist mich der Kaufmann zurück, und ich muß es zu einem Schlemmerpreise hergeben.“

„Im schlimmsten Falle könnten wir etwas von unseren guten Sachen verkaufen und durch geringere ersetzen.“

„Nein, Mama, das wäre ein schlimmer Handel; beim Verkaufen bekommen wir so wenig und müssen beim Einkauf das Geringere so theuer bezahlen, daß wir das Bessere nur für das Schlechtere hingeben. Und Du weißt ja auch, wie argwöhnisch Papa sogleich jede Veränderung bemerkt, wie er dann jedesmal schwermüthiger wird. Der arme Vater rechnet heute nun schon wieder seit früh 4 Uhr in seinen Büchern herum. Ich habe ihm

den Kaffee zweimal wärmen müssen, er denkt immer noch etwas herauszurechnen, wo nichts herauszurechnen ist, und giebt noch so viel schwererwordenes Geld für Porto aus.“

„Er meint es gut, aber man sollte ihm Vorstellungen machen.“

„Ich nicht, liebe Mutter, ich habe es einmal gethan, und thu's gewiß nicht wieder. Er sah mich da mit seinen großen schönen Augen so schmerzlich an und sagte zu mir: Veronica, denkst Du denn auch, daß Dein Vater ein schlechter Kaufmann ist, weil ihn schlechte Menschen und unberechenbare Ereignisse zeitweilig insolvent gemacht?“

„Ach, Kind, es ist ein Unglück, ich glaube, er verfällt noch in unheilbare Schwermuth, wenn nicht in Schlimmeres. Wo nimmst er aber nur das Porto her?“

„Ja, Mama, das ist ein schlimmes Ding, das mich das Schlimmste ahnen läßt; er ist so sehr daran gewöhnt, die Frankomarken als eine Kleinigkeit stets vorrätzig zu haben, daß er einmal einen ganzen Vormittag nach den Marken suchte, die er längst verbraucht hatte und durchaus behauptete, wir hätten sie ihm veräumt. Und als sie nun gar nicht zu finden waren, saß er steif und still auf seinem Drehstuhl vor dem Pulte, aß, trank und arbeitete nicht mehr. Am andern Morgen saß er auf seiner Schlafottomane und starrte mich an, wie ich ihm den Kaffee brachte; und wie ich ihn anredete, flüsterte er mir vertraulich zu: die Mutter hat gestern Briefe geschrieben, gewiß hat sie den Markenkasten irgendwohin gestellt und weiß es nicht, sieh doch einmal nach, Töchterchen.“

„Nein, solche Phantasieen. Du erschreckst mich, Kind.“

„Es erschreckte mich auch auf's Aeußerste, aber mich tröstete nur, daß Du wirklich den Tag mehrere Briefe geschrieben hattest. Ich sagte ihm also, daß ich das Markenkästchen schon finden würde. Das schien dem armen Vater nun aber ganz außerordentliche Freude zu machen, denn er fing gleich wieder zu schreiben an. So nehm' ich denn heimlich das Kästchen weg, laß' mir von dem Briefträger eine Anzahl Frankomarken geben, und mit Julius' Hilfe habe ich bis heute immer für vorrätzige Marken gesorgt.“

„Armes Kind, dann hast Du aber noch ein Opfer gebracht, von dem ich gar nichts weiß. Was kannst Du da noch heimlich verkauft haben, denn hier lässest Du doch kein Stück wegstommen.“

„Ich hatte ja noch die vielen Damasttücher.“

„Deine Ausstattung, arme Veronica.“

„Was nützt die Ausstattung, wenn der Bräutigam fehlt?“ entgegnete das Mädchen mit einem schrecklich trockenen Tone. „Wie

lange sollte ich wohl die Sachen behalten, die mich an einen Menschen erinnerten, der mich — mich — mich verließ, bloß weil mich goldner Flitter und Tand verlassen. O Schmach, o Schande, o Lumperei...“

Dabei war das Mädchen aufgestanden, ihr hochgewachsener Leib streckte sich im weißen Morgenkleide. Den Rahmen hatte sie bei Seite geworfen, und ihre kleinen Hände drückten sich, von den vollen, aus den weiten Ärmeln sich hebenden, weißen Armen gehoben, gegen die blonden Haarwellen.

Wer sie so gesehen hätte; die blauen Augen flammten, die Röthe des Zorns, der höchsten Entrüstung färbten die sonst so bleichen Wangen bis hinauf zu den Schläfen, das plastisch gerundete Kinn hob sich stolz und energisch über dem muskulösen Halse, und ihre freie Stirn wandte sich zur Höhe schmerzlich drohend wie die der Niobe, welche ihre Kinder rings um sich von unsichtbaren Pfeilen tödtlich getroffen sieht.

Kind, Kind, rief die Mutter, welch ein Unglück, Du, Du liebst ihn noch, der Dich nur Deines, unseres damaligen Reichthums willen geliebt.“

Ich? ich lieb' ihn noch, Mutter? Ich habe noch nie einen Menschen so verachtet, wie ich ihn verachte. Nein, nein, liebe Mutter, mein Zorn geht nur gegen meine Eitelkeit, gegen meine Selbstüberschätzung, ich bildete mir ein, etwas zu sein für mich selbst, ohne alle Zuthat, und das in einer Welt, in welcher nur die Zuthat Werth hat. Ach, verzeihe mir“, rief das Mädchen, sich wie gebrochen wieder in ihrem Stuhle niederlassend und den Stuhlrahmen wieder aufnehmend, „ich habe immer soviel an mir selbst herumgearbeitet, um etwas Ordentliches zu werden, daß ich mich schließlich für etwas hielt, denn jeder Mensch hält etwas auf seine Arbeit, und ich, ich bin doch auch ein Stück meiner eigenen Arbeit.“

Eine lange, lange Pause trat ein, nur die Zimmeruhr ließ ihre Pendelschläge vernehmen. Endlich unterbrach die argbekümmerte Mutter die Stille und meinte:

„Julius wird wohl heute kommen?“

„Ich erwarte ihn schon seit gestern“, flüsterte Veronika zurück.

„Und von Clärchen noch immer keine Nachricht?“

„Meine arme, liebe, herzensgute Schwester, daß sie auch noch aufs Theater mußte! Sie, so rein, so schön, so gut, auf diese Bretter, die heutigen Tages eine so schmutzige Welt bedeuten!“

Die Mutter sagte nichts mehr, sie schluchzte vernehmlich, und die Thränen rannen stromweis an ihren Wangen herab. Sie

liebte ihre Kinder gleichmäßig, und jeder Zeit das am Meisten, welches am Meisten unglücklich oder hilflos war. Und diesmal war es zugleich ihr jüngstes Kind, das zuletzt unter dem Mutterherz hervorgegangen.

„Ach arme, liebe Herzensmutter, beruhige Dich nur“, rief Veronika, indem sie von Neuem die Stuhlrahmen von sich warf und sich liebend mit ihrer hohen Gestalt über die bekümmerte Mutter beugte. Denke doch, wir phantastiren blos, vielleicht geht es ihr gerade jetzt recht gut, sie ist ja so talentvoll und auch charakterfest, sie schreibt vielleicht gerade jetzt, Herzmütterchen, einen recht schönen Brief an Dich, er ist vielleicht soeben unterwegs und“ —

Draußen an der Thür' schellte es vernehmlich.

Fasse Dich, liebste Mutter, vielleicht ist es der Briefträger, der zur Wahrheit macht, was ich eben so gern gehofft, oder sollte es Besuch sein? Nicht wahr, Du bist nun wieder ruhig Mama?“

Und während die Mutter die Spuren ihrer Bekümmerniß zu tilgen bemüht war, eilte das Mädchen nach dem Vorsaal und öffnete die Thür' ganz ohne Bedenken.

Draußen stand der Maler und schaute bewundernd auf das hohe schöne Mädchen, dessen Gesicht in der Sonnenglut der widerstreitendsten Gefühle glühte.

„Sie entschuldigen wohl, Fräulein, Sie hatten die Freundlichkeit mich auf die Hilfe Ihres Herrn Vaters zu verweisen.“

Ach ja, ganz recht, bitte, treten Sie näher, ich werde meinen Vater gleich bitten, zu uns herüber zu kommen.“

\* \* \*

Als der Maler in das Wohnzimmer trat, hatte sich die Dame des Hauses mit jener Elastizität der Seele, die den Frauen eigen, wieder zurecht gefunden, und auch ihre Gesichtszüge, so heftig eben erst erregt, erschienen geglättet, sanft und mild, ja freundlich. Sie erwiderte in eleganter Weise die höfliche Begrüßung des Künstlers, dessen Augen alsbald von dem Familienbild ihm gegenüber gefesselt wurden.

„Nicht wahr, der dieses Bild gemalt, hieß Frohner?“ rief er seltsam bewegt aus.“

„Ja, ganz recht, es war ein Portraitmaler Namens Frohner, ein schon leidlich bejahrter Mann, aber ein tüchtiger Portraitmaler, kennen Sie ihn vielleicht, kennen Sie vielleicht wenigstens den Namen?“



„Ja, gnädige Frau, den Namen kenn' ich wohl, da ich ihn selbst zu tragen die obrigkeitliche Verpflichtung habe. Der Maler war mein Vater.“

„Es war ein sehr kenntnißreicher, gebildeter und erfahrener Mann, der mannigfache Schicksale erlebt hatte. Er kam damals nach Bildungen, wo ich eine Badetur gebrauchte, war ziemlich in Geldverlegenheiten, wie es schien, denn er machte bei den Badegästen Besuche mit dem Anerbieten ihre Portraits für ein billiges Honorar anzufertigen. Da mein Gatte gerade zum Besuche anwesend war und mich die Verlegenheit des Künstlers dauerte, so beredete ich meinen stets nachgiebigen Herrn, ein Gesamtbild unserer Familie anfertigen zu lassen. Wir alle waren sehr zufriedengestellt, obwohl die Bekannten, die sich für Sachverständige hielten, vielerlei daran zu tadeln hatten.“

„Nun ja, vom rein künstlerischen Standpunkte aus ließe sich manches auch wirklich daran aussetzen, aber mein Vater war kein zünftiger, kein ausgelernter Maler, um in der Handwerkersprache zu reden. Er war, sozusagen, auf den Hefen sitzen geblieben, weil ihm die Mittel fehlten, sich zu etwas Ordentlichem auszubilden, und so warf er sich auf die große Malerei, aufs Stubenmalen und Lackiren, wodurch er selbstständig und frei wurde. Sie wissen ja, daß die Menschen immer am schlimmsten fahren, in unserem hochgerühmten Culturlande, die ihre Kunst ernstlich auffassen. Bei den verkommenen Franzosen werden die großen Maler, Musiker, Dichter, Bildhauer reich und angesehen, bei uns im schönen deutschen Reich sind sie die höheren Bedienten der Reichen und Großen, wenn sie etwas besser leben wollen als ein Calculator; und wenn sie durch gehörige Servilität den Titel Hofrath erlangt haben, stehen sie an Rang sogar einem vom Schneider und Posamentier neuangefertigten Lieutenant gleich. Dafür sind wir das Volk der Helden, nachdem wir uns lange genug mit dem Selbstlob geschmeichelt haben, das Volk der Denker zu sein; dürfte man das deutsche Volk lediglich nach solchen Prahlhäusen beurtheilen, dann könnte man es getrost das Volk der Bedienten, der Schwätzer und geborenen Unteroffiziere nennen. Verzeihen Sie, gnädige Frau, ich mußte manchmal einem Professor oder einem vornehmen Auftragsgeber zu Liebe eine Statistenrolle bei Soirées und Thé dantsants übernehmen, bei denen die Ueberbleibsel ehemaliger Ritter und Grafen mit den modernen Gründern und Geldschwindlern in inniger Mischung sich langweilen, und das Herz hat mir immer auf der Zungenspitze gefessen.“

„Sie haben sich gar nicht zu entschuldigen, Herr Frohner“,

bemerkte das Mädchen, es ist ganz so, wie Sie sagen. Ich habe meine schönen Jugendjahre in dieser grundverlogenen Welt zugebracht und gefunden, wie sie ihre Hab- und Raubsucht dem „dummen“ Volke gegenüber in sittliche und patriotische Motive einzufleiden pflegt. Der Schächtenmaler und der Fürstenbesinger angeln ebensogut nach Reichthum und Ehren, wie der Kaufmann für eine deutsche Flotte schwärmt, damit sein Handel besser geschützt und seine Ausbeutung fremder Völkerschaften gefördert werde. In ihre Habsucht mißbraucht sogar die süßen Worte der Liebe, um das Geld einer reichen Erbin zu erbeuten. Durch alle Seelen und folglich auch die Künstlerseelen ist die Corruption gezogen; das edle, hingehende Streben nach den höchsten Zielen der Kunst hat der Sucht nach Erwerb von Reichthümern Platz gegeben; nicht wer in seiner Kunst das Höchste leistet, nein, wer aus seiner Kunst das Meiste herauszuschlagen versteht, der ist der angesehenste Künstler. So jagte ein Davison in rastlosen Gastreisen dem Gelde bis nach Amerika nach, so ging eine Janauschek, eine Clara Ziegler verloren, so sehen wir eine ganze Reihe von ehemals so selbstbewußten Künstlern und Künstlerinnen ihr Talent an einen Kunsthändler wie den Reklamenschmied Ullmann verpachten, der sie, weil ihr Talent nicht ohne ihre Person zur Erscheinung kommen kann, auf seinen Schwindelreisen mit sich führt, wie ein Menageriebefitzer seine wilden Thiere. Das Entwürdigende eines solchen Sichselbstverpachtens empfinden sie nicht, denn das Geld deckt alle Fehler und Flecken zu, sogut wie es alle Ehren und Würden kauft.“

„In der That“, rief der Maler, der mit förmlichem Erstaunen auf die schöne Sprecherin blickte und sich unwillkürlich an das Gespräch mit der Ballettänzerin vorhin erinnert fühlte, „Sie haben einen tiefen, einen überraschend klaren Einblick in den Geist unserer Zeit gethan. Nimmer hätte ich gedacht, solche Anschauungen aus Ihrem Munde zu hören. Die sozialistischen Ideen greifen überall mehr oder weniger Platz trotz allem Gezeter der Privilegirten.“

„Der Sozialismus greift überall da Platz, wo das Unglück wohnt.“

„Und der Edelsinn, die Gerechtigkeit und Menschlichkeit“, rief der Künstler, denn Sie gnä... verchrtes Fräulein, werden doch hoffentlich nicht von Unglück zu erzählen wissen?“

Ein bitteres Lächeln schwebte um die Lippen des Mädchens, da sie aber in das männlich schöne, intelligente und treuherzige Gesicht des Malers sah, entflohen die düsteren Gedanken, ihr Blick erhitzerte sich und fast schelmisch meinte sie:



„Halten Sie das Unglück für so galant, daß es mich verschonen sollte? Doch Sie entschuldigen, ich rufe meinen Vater.“

„Fast geblendet saß der Maler da und starrte der Gestalt, die ihm wie eine Märchenerscheinung vorkommen mochte, nach, als längst schon die Thüre sich hinter ihr geschlossen.“

„Ihr Herr Vater lebt nicht mehr, wenn ich recht vermute“, begann die Dame des Hauses, ihn aus seiner Träumerei erweckend.

„Nein, Gott sei Dank... ich wollte sagen: leider nein, sonst wäre es auch mit meiner Carrière leichter gegangen, er starb kurz nach dem Tode meiner Mutter, deren lange Krankheit ihm viele Sorgen und schlaflose Nächte verursacht hatte. Ich war kurz vorher von ihm auf die Kunstakademie gebracht worden, weil er mir prophezeite, daß ich ein anderer Maler werden würde, wie er.“

„Er hatte sich bei uns recht schnell empfohlen; mein Gatte hatte ihn brillant bezahlt, wie er erklärte, und zum Danke sollte er auch der einzige sein, an den er seine Kunst an diesem Orte verkauft habe, die andern langweiligen Gesichter, die ihn erst mit vagen Hoffnungen hingehalten, möchten sich malen lassen von wem sie wollten. Er hätte es eigentlich auch mehr aus Vergnügen und nebenbei etwas auch zur Unterstützung seiner Reisekasse gethan, die immer schneller als er zu reisen pflege. Es hat uns fast leid gethan, als er ging, denn mit seinem munteren Geplauder ließ er uns die Zeit der Sitzungen recht unterhaltend werden. Ein guter Portraitmaler muß auch ein guter Gesellschafter sein, wenn er seinen Originalen die beste Seite abgewinnen will.“

„Ja, sehen Sie, und deshalb tauge ich zum Portraitmaler nicht, denn die Leute, die ich gern unterhalte, haben meist kein Geld, um sich von mir porträtiren zu lassen, und die mich bezahlen können und wollen, die verleiden mir mit ihrem dummen Geschwätz die Lust zur Unterhaltung. So ein Bild, wie dieses hier, muß freilich einen Künstler auf's Aeußerste anregen. Das ältere Mädchen ist gewiß Fräulein Veronica noch als Kind.“

„Ja, es ist meine älteste Tochter.“

„Und dieser blonde Engelskopf — aber alle Wetter was ist denn das?“

„Um Gottes willen, was ist denn?“ rief die Dame, „was ist's mit meinem Clärchen?“

Der Maler war von seinem Sitz emporgeschneilt und stand mit offenem Munde und ausgestrecktem Arme da.

„Clärchen heißt sie? Clärchen heißt sie? Clärchen Pernig, Ihre Tochter, die Schwester von Fräulein Veronica, nein es ist nicht zu fassen...“

„Wollen Sie mir nun wohl Antwort geben, es handelt sich um mein jüngstes Kind, Herr Maler... Herr Frohner. Sie ist von mir getrennt, mein armes Kind, sprechen Sie.“

Die Dame war nun selbst in höchster Erregung aufgestanden. Da öffnete sich die Thür und ein älterer, ehrwürdiger Herr im eleganten Hausrock trat gefolgt von seiner Tochter in das Zimmer.

„Herr Frohner, mein Vater“, stellte das Fräulein vor und warf einen erstaunten Blick auf die Mutter, welche, mühsam nach Fassung ringend, auf ihr Sopha zurückgesunken war.

„Guten Morgen, junger Freund“, begann Herr Hernig, indem er sich einen Sessel herbeizog und den Andern mit einer Handbewegung zum Niederstehen einlud. Es ist Ihnen, wie mir meine Tochter erzählte, ein kleines Mißgeschick begegnet. Wollen Sie mir einmal Ihre Papiere zeigen?

„Hier sind sie, da Sie so freundlich sich um meinethwillen bemühen wollen“, erwiderte der Künstler und begann in allen Taschen nach seinen Papieren zu suchen.

„Es ist jetzt eine schlimme Zeit“, bemerkte der Kaufmann, ohne darauf zu achten, „es sind jetzt so viele künstliche Werthe gemacht worden, daß man sich gar nicht wundern kann, wenn sie Einem bei unerwarteten Ereignissen förmlich unter den Händen zerfließen wie das Eis beim Berühren eines heißen Stahls. Der Werth einer Fabrik besteht jetzt nicht mehr bloß in den Liegenschaften, den Werkzeugen, Maschinen und Borräthen, er läuft noch extra in Form von Actien als mobiles Kapital herum und täuscht durch die übertriebene Nominalsumme, die auf den Actien verzeichnet ist. Die Staaten mit ihren Trésorscheinen, Pfandbriefen, Obligationen und Schuldverschreibungen, die zahllosen Banken mit allen diesen und mit ihren Wechseln, die Interimscheine, Coupons machen jede Berechnung des mobilen Capitals unmöglich, zumal dasselbe sich fortwährend häutet, ohne daß abzusehen wäre, wie groß der Kern ist, der hinter diesen Hüllen steckt; dazu diese unaufhörlichen Wandlungen in der Production und Consumption industrieller Erzeugnisse, wo die Mode das willkürlich und rücksichtslos noch verschlimmert, was durch neue Erfindungen und durch die schwankenden Creditverhältnisse in dieser Beziehung herbeigeführt wird. Sie sind Künstler und werden Manches nicht recht verstehen. Aber stellen Sie sich in irgend einem beliebigen Industriezweige die Lage eines Kaufmanns oder Fabrikanten vor, der darauf angewiesen ist, immer neue und größere Absatzgebiete zu erobern. Kaufmann und Fabrikant müssen auf Borräthe insoweit bedacht sein, daß sie jeder Zeit zur rechten Zeit liefern können. Jetzt kommt eine neue Er-

findung, welche den Werth des alten Produkts sofort um ein Bedeutendes vermindert, zumal wenn der Erfinder gleich die Welt mit einer großen Quantität fertiger Waaren nach dem neuen System überrascht. Frühere Werkzeuge werden unbrauchbar, ihr Verfertiger leidet auch darunter, die früheren Rohstoffe müssen den als zweckmäßiger erkannten weichen, das schlägt die Händler, die früheren Abnehmer suchen neue Bezugsquellen, die Kundschaft geht verloren, die Borräthe bleiben, müssen verschleudert, unzesornt oder gar zertrümmert werden. Die Mode will ihrerseits plötzlich neue Stoffe, andere Formen oder Farben und lehrt den Borräthen älteren Datums rücksichtslos den Rücken. Durch den Wandel der Bezugsquellen und der Absatzgebiete verändern sich oft im Handumdrehen die Lebensverhältnisse von Hunderttausenden und mit ihnen die Consumtionsfähigkeit derselben; wechseln nun außerdem häufig und rasch die Werthe der künstlichen Werthzeichen, mit ihnen nothwendiger Weise dann auch die reellen Werthzeichen, die doch stets in einem bestimmten Verhältnisse zu den ersteren stehen, und wird durch große Creditoperationen eine weitere Erschütterung bewirkt, so haben wir die Krisen oder Krachs, bei denen immer eines aus dem andern folgt, weil Alles innig miteinander verwachsen, obwohl doch Jeder auf eigene Faust und ohne Rücksicht auf die andern vorgeht. Sehen Sie, ich kenne das genau, denn ich habe Millionen unter meinen Händen gehabt. Wenn ein Kaufmann, ein Fabrikant sicher zu Werke gehen wollte, müßte er immer einen Theil seines Capitals in Reserve halten, statt dessen geht fast ausnahmsweise Jeder über sein eigenes Vermögen hinaus, er arbeitet mit Credit, den er von Andern gewährt erhält, die selbst Credit brauchen. Hätte ich mich mit dem zehnten Theile des Vermögens zur Ruhe gesetzt, das ich einstmals besaß, so konnten wir in einer behaglichen Wohlhabenheit leben, aber daran denkt kein richtiger Kaufmann, so lange er sich rüstig fühlt; wir sind zur Thätigkeit erzogen, und doch thun wir nichts, was nicht einen entsprechenden Gewinn verspricht; der wenig lohnenden Arbeit, wenn sie auch noch sonst so wichtig und nützlich, wenden wir den Rücken, ja Viele von uns verachten oder belächeln wenigstens Diejenigen, die nützliche Arbeit ohne ausreichenden Gewinn vollbringen.“

„Sie haben gewiß recht lange über diese Verhältnisse nachgedacht, Herr Hernig,“ meinte der Künstler, der angeregt von so vielen ihm fremden Anschauungen, aufgehört hatte, nach seinen Papieren zu suchen.

„Ja, ich habe nachgedacht, ich habe viel nachgedacht in der Zeit, seitdem ich durch solche Krisen aus einem der größten Ge-

schäfte hinausgeworfen und zu dem Leben eines Kleinbürgers zurückgewiesen wurde. Ein Glück wenigstens, daß ich aus meinen Büchern hier und da noch einige kleine Posten herausrechne und meine Familie damit vor schweren Nahrungszorgen bewahre, denn wäre das nicht der Fall, müßte ich mir sagen, daß ich in blindem Zagen nach Geschäften für meine Familie auch nicht das kleinste Kapital, für mich ein wahres Lumpenkapital, gesichert hätte, ich hätte längst aufgehört zu leben.“

„Adolph“ — „Vater“, riefen Mutter und Tochter fast zu gleicher Zeit mit einem wahren Aufschrei der höchsten Angst, und der Maler sah, wie sie Beide, leichenblaß geworden, einen erschrocken Blick austauschten.

„Beruhigt Euch, Kinder,“ fuhr aber Herr Hernig mit einem sanften Lächeln fort, „ich weiß, daß Ihr gut erzogene Geschöpfe seid und Glanz und Reichthum missen könnt, und so tröste ich mich mit dem Gedanken, daß Ihr wenigstens ein sorgenloses, wenn auch bescheidenes Leben führen könnt. Wenn Du meine herzengestärkte Veronika, vielleicht auch nicht den Gatten aus der großen trügerischen Welt des Glanzes zu Dir ziehst, so wirst Du doch gewiß um so leichter einen braven Mann finden, der mir in der Zeit meines Reichthums jedenfalls weniger angenehm erschienen wäre.“

„Ach ja, Vater, gewiß, theuerster Vater,“ rief das Mädchen und stürzte vor dem Kaufmann auf die Knie, seine Hände in ihren heißen Händen fassend, indes die Thränen stromweis über ihre Wangen herunterslossen. „Wie es auch kommen mag, wie es nur jemals kommen möge, bleibe Du nur bei uns, es müssen ja so viele Millionen Menschen ohne das geringste Kapital leben, Du hast Deine Kinder so Vieles lernen lassen, sie würden stolz sein, sie würden ein neues Lebensglück in dem Bewußtsein finden, für ihre Eltern arbeiten zu können. Du weißt ja noch, wie ganz in Schwermuth Du versunken warst, als Du den Zusammensturz Deines Geschäfts für unausbleiblich erkannt habtest, da hatte ich Alles auf Deiner Stirne gelesen, und Du mußttest es mir sagen, und Du hast Dich darüber erholt und wir sind doch glücklich deshalb geblieben!“

„Kind, Kind,“ murmelte der Kaufmann, „was regte Dich nur so schrecklich auf, komm', erhebe Dich, es ist ja gar kein Grund. Und siehe nur, wie Du die Mutter erschreckt hast, und auch unser Besuch ist außer Fassung.“

In der That hatte die Mutter ihre Hände vor die Augen gelegt, um ihre Thränen zu verbergen. Der Maler aber, der vor Erregung aufgestanden war, meisterte sich und sagte abwehrend:

„O, es war ja schön, so kindlich, ein Künstlerherz ergreifend.“

„Ja, Sie sind Künstler, und wohl Ihnen, daß Sie Ihr Glück im künstlerischen Schaffen finden. Sie arbeiten gern, schon um Ihrer schönen Arbeit willen.“

„Ja, das ist wahr, und wenn ich auch weiß, es bringt mir keinen Gewinn, so arbeit' ich doch mit desto höherer Lust.“

„Der Herr ist auch nicht ganz fremd für unsere Familie,“ bemerkte die Dame des Hauses, um dem aufregenden Gespräch eine andere Wendung zu geben. „Das Bild, siehe Adolph, welches uns Alle in schöner Vereinigung darstellt, hat der Vater des Herrn Frohner gemalt.“

„Nun, dann sind Sie doppelt willkommen, denn ich habe mich oft über den glücklichen Zufall gefreut, der uns ein Bild verschaffte, an das wir sonst vielleicht nie gedacht hätten. Ich hoffte, Ihr Vater würde uns einmal einen Besuch abstatten, denn ich habe aus seinem Munde damals recht viele treffliche Gedanken vernommen, ich hatte mir auch vorgenommen, ihn weiter zu empfehlen.“

„Er ist nun leider längst den Weg aller Sterblichen gegangen.“

„Und Sie ... doch Sie wollten mir ja Ihre Papiere zeigen.“

„Ja, und ich will sie holen, denn, wie ich vorhin schon bemerken mußte, habe ich sie gedankenloser Weise oben liegen lassen.“

„Ah so, Sie wohnen oben?“

„Ja.“

„Sind Sie verheirathet?“

„Nein, ich lebe als Junggefelle.“

„Nun, dann will ich Sie als den Erben meiner Freundschaft für Ihren Vater ansehen und Sie als Gast zu unserem Mittagessen laden.“

„Papa“, rief das Mädchen tief erröthend, „wir sind heute gar nicht eingerichtet.“

„Ich weiß schon, aber ein Künstler nimmt fürlieb. Wir haben jetzt eine kleine Haushaltung; eine Suppe, ein Stückchen Braten und ein Salat oder Compott wird Ihnen zur Noth auch einmal genügen.“

„Ach, Papa, Du wirst mir sehr zürnen, aber ich hatte heute die Zeit verpaßt und als ich nach dem Fleische schicken wollte, waren die Läden wegen der Kirche schon geschlossen.“

„Nun denn, bloß zu einem Omelett kann ich Sie freilich nicht einladen, aber eine Flasche Wein ...“

Der Maler sah, wie das Mädchen abermals erröthete und be-  
eilte sich zu sagen:

„Sie entschuldigen mich diesmal ganz, Herr Hernig, denn wenn ich jetzt hinaufkomme, sind zweifellos schon Freunde da, die mir in meiner Abwesenheit das Unterste zu Oberst lehren. Ich nehme Ihre freundliche Einladung für aufrichtig und fühle mich dadurch ermuntert, recht bald meinen Besuch zu erneuern.“

„Thun Sie das, junger Mann, wenn es Ihnen in unserem kleinen Kreise gefällt.“

Der Kaufmann begleitete den jungen Mann bis an die Stubenthür, das Mädchen folgte ihm nach der Flur.

„Fräulein, wenn es Ihre Zeit erlaubt, statten Sie doch einmal unserer Dachtage heute einen Besuch ab. Ihr Herr Bruder wünscht mit Ihnen zu sprechen.“

„Julius“, rief das Mädchen höchst erstaunt, „aber warum kommt er nicht herunter?“

„Er will es nicht aus ganz besonderen und, wie ich weiß, gewichtigen Gründen.“

„Sonderbar, was mag das wieder sein. Hat er Zeit oder ist er eilig.“

„Er wird warten, bis Sie die günstige Zeit gefunden.“

„Nun dann nach 1 Uhr, wenn die Eltern ihr Mittagsschlöschen halten.“

„Ach bestes Fräulein,“ rief der Maler, hingerissen von seinen Gefühlen, die kleinen weißen Hände des Mädchens erfassend und drückend, „Sie sind so gut, so seelengut, so schön und engelgleich, verzagen Sie nicht und sehen Sie mich als einen aufrichtigen und treuen Freund an, der gern für Sie sterben würde, wenn er Sie dadurch glücklich machen könnte. Nein, antworten Sie mir nicht, meine Bewunderung ist selbstlos und rein wie das Wesen, welches mir sie einflößt.“

Und einen leichten Kuß auf ihre vereinigten Hände hauchend, eilte er die Treppe hinauf. Und sie lehrte bleich und still, gleich einer alabasternen Bildsäule, zu den Eltern zurück.

\* \* \*

Der Nachmittag des Sonntags hatte begonnen; draußen auf den Straßen strömten trotz des wenig freundlichen Wetters Tausende hinaus aus den Mauern der engbrüstigen Stadt, damit die Lungen einmal frische Lebensluft athmen, damit das schwere Blut zu fröhlicherem Pulsschlag sich ermannen, damit die Sinne freundlichere Eindrücke aufnehmen und die Herzen wärmer schlagen könnten. Weiße Schneeflocken schwebten auf die Dächer und auf



das Straßenpflaster hernieder, wo sie alsbald Farbe und Sterngestalt in einem kleinen Wassertropfen verloren. Die Kirchenglocken läuteten von Neuem zum Nachmittagsgottesdienst mit sehr wenig Erfolg.

Im ziemlich aufgeräumten Zimmer des Fräulein Theodora ist Alles zum „ästhetischen Kaffee“ vorbereitet, die überall in der Etage zusammen gesammelten Tassen stehen geordnet auf dem blauen Tischtuche, in der Mitte die gefüllte Zuckerschale, das Milchkännchen mit zerbrochenem Schnäuzchen und ein lackirter Blechkorb, aus dem sich thurmartig eine Zwibackssäule erhebt. Die kleineren Kinder von Häuslers haben sich ihren kleinen Tisch mit den Stühlchen und Fußbänkchen herbeigetragen, denn nur der älteste Sohn, der Lehrling bei seinem Vater ist, genießt die Ehre, in der Tafelrunde der Erwachsenen ein Glied bilden zu dürfen. Die Kinder sind ärmlich, aber sehr sauber gekleidet, der Älteste trägt Sonntags auf der Confirmationsweste eine gutvergoldete Uhrkette, die ihm ein Pathe zum „Einssegnungsfeste“ mit einer Spindeluhr ältesten Systems verehrt. Auch die Frau Häuslers erscheint fast schmuß in ihrem reinlichen Kattunkleide mit der verblühten violetten Schürze, und ein weißes Sonntagsnachmittagshäubchen umrahmt ein vor der Zeit gealtertes, von vielen Sorgen beschriebenes, aber ehrliches und gutmüthiges Gesicht. Auch Calderons „Das Leben ein Traum“, übersetzt von Gries, das wunderbare Märchendrama aus dem glühenden Lande der Kastanien, zur Zeit als dessen Herrscher noch die Sonne nicht untergehen sahen in ihrem stolzen Reiche, lag schon fertig und bereit, ein damals wohl nicht geahntes Publikum zu bezaubern.

Das männliche Geschlecht ist nur durch Herrn Schnürer vertreten, der, am Fenster stehend, den Anwesenden seine Witterungsbeobachtungen mittheilt, der Maler aber harret noch an seiner halbgeöffneten Thür, welche der Treppe am nächsten. Endlich läßt sich unten ein leises Geräusch vernehmen, wie wenn eine Thür behutsam geöffnet und geschlossen wird, leichte Tritte kommen die Treppe herauf, ein Stück kornblumblauen Kleides zeigt sich, um die Treppenwendung strebend, dem folgt ein blonder Mädchenkopf, ein sanftes bleiches Gesicht späht hinauf und bald steht die ganze hohe Gestalt vor dem Maler, der ihr bereits entgegengetreten und sie an der Hand nach einer entlegneren Thüre führt, die gleichfalls halb geöffnet ist.

„Sie können hier verriegeln, es ist besser,“ flüstert der Maler und entläßt die Hand mit einem sanften Drucke, worauf er zurückeilt und in die Gesellschaft eintritt, die seiner bereits wartet, da auch

Fräulein Theodora inzwischen schon die dampfende Kaffeekanne auf den Tisch gesetzt hat. Nachdem die erste Tasse unter schuldigen Lobsprüchen auf die Kochverständige und freigebige Wirthin mit ziemlicher Schnelligkeit geleert und den Kindern die strengste Schweigsamkeit anempfohlen worden, kommt man zum Hauptmoment des Nachmittags, der ganzen Woche, zur dramatischen Vorlesung, bei welcher die Tänzerin die weiblichen Rollen liest, während der Maler und sein Stubennachbar sich in die männlichen theilen. Den Hauptgenuß haben natürlich die Frau Häuslern und ihr ältester Sohn, — oder die zuweilen hochaufhorchenden Kinder. Meister Häusler fehlt, wie fast immer, wenn nicht der „ästhetische Kaffee“ bei ihm stattfindet, er hat noch dringliche Arbeit: „Meister muß sich immer plagen.“

\* \* \*

Beronika ist inzwischen in das Zimmer getreten und hat die Thür hinter sich verriegelt. Sie steht der stattlichen Gestalt des Bruders gegenüber.

„Beronika!“

„Julius!“

„Gute Schwester, laß' heute Deine Güte und Liebe gegen mich nicht versiegen. Ich bin so elend und unglücklich, und es ist zum Abschied.“

„Setz' Dich, Bruder, Du scheinst sehr angegriffen. Du hast gestern einen bösen Conflict mit den Schutzleuten gehabt.“

„Du weißt schon?“

„Ich habe es längst errathen, gleich, wie ich hörte, daß Du mich hier oben und nicht bei unsern Eltern erwartest.“

„Es ist eine schlimme Geschichte.“

„Ja, aber nicht so schlimm, als wenn die Eltern davon erfahren. Wir werden Dich retten. Du bist nicht erkrankt, und wenn wir Dich nur sicher aus dem Hause bringen, ohne daß Jemand etwas bemerken kann, dann bist Du schon aus aller Gefahr.“

„Aus dem Hause werde ich schon mit Deiner und dieser unbekanntem Freunde Hilfe kommen, aber ich muß aus der Stadt, aus dem Lande.“

„Nun das doch nicht, man weiß ja nicht, wer es gewesen, der den Schutzmann niedergeschlagen.“

„Ach Schwester, Du weißt ja noch nicht Alles. Wenn es nur

dieses Abenteuer mit dem Schutzmann wäre, ich hätte Dir gern die Angst und Sorge erspart."

"So, es ist noch etwas Anderes," erwiderte das Mädchen mit mühsamer Fassung, indem sie ihre kleinen Hände krampfhaft auf ihren Knien zusammenpresste.

"Ich eilte in Aufregung hierher, um Dir mitzutheilen, daß ich fliehen müsse und daß Du den Eltern meine Abreise mit etwas erklären möchtest, was sie frei hält von Sorge und Bekümmerniß. Da sah ich die schändliche Mißhandlung der armen Leute, und erbittert, wie ich war über die Schlechtigkeit der Welt, der Menschen, griff ich ein."

"Sprich Dich aus, Julius, Du scheinst noch Schlimmeres be-  
rechten zu müssen."

"Ja, Schlimmeres, ach Veronika, wenn Du mich nur nicht verachten wolltest!"

"Julius!" schrie das Mädchen mit leisem heiseren Ton, und dann hüllte sie ihr blondes Haupt in ihre weißen Hände und weinte still für sich.

Der Bruder wühlte seinerseits mit der Hand in seiner Brust und wendete sich ab.

Endlich nach einer längeren Pause schaute das Mädchen gesicht wieder still und ruhig heraus aus den Händen, und sich zu dem Bruder wendend, sagte sie gefaßt:

"Julius, es handelt sich um eine Geldangelegenheit, Du hast Geld, was Dir zu bestimmtem Gebrauche angewiesen war, zu andern Zwecken verwendet. So ist es, nicht wahr?"

"Es ist so," stöhnte der junge Mann.

"Du hast das Geld zu Deinem Nutzen verwendet."

"Rein, zu meinem Schaden, während ich Euch helfen wollte."

"Du hast es gut gemeint, ich bin überzeugt. Und das Geld gehörte Deinem Prinzipal."

"So, Du weißt schon?"

"Ich vermute es, und nun weiß ich es. Ist es denn eine große Summe?"

"6000 Thaler."

"Julius!" rief das Mädchen nun ganz entmuthigt, das ist ja eine so enorme Summe, daß alle Hoffnung auf Rettung ersticken muß. Wozu brauchtest Du denn 6000 Thaler?"

"Sieh', Schwester, die Sache ging so blitzschnell. Der Jude Lehmann, der immer in unser Geschäft mit Papieren handeln kam und mit dem ich schon einige Male kleine vortheilhafte Käufe und Verkäufe auf meine Rechnung gemacht, kommt in der Mittagszeit,

wo ich allein an der Kasse sitze, und sagt: „Ja, wer heute 1200 Thaler hätte, der kann ein Vermögen von 10,000 Thalern im Handumdrehen verdienen. Für Groß & Schindler soll ich hier Rumänier zu 43 Prozent verkaufen, weil die Leute nothwendig Geld brauchen, 1 Prozent unter der Notirung der Börse und eben erhalte ich von einem zuverlässigen Geschäftsfreunde aus Wien eine telegraphische Depesche, welche mir anzeigt, daß in Folge des Beschlusses der rumänischen Kammern in Sachen der Eisenbahn die Rumäner an der Wiener Börse schnell um 5, dann 10, dann 16 Prozent gestiegen und vermuthlich noch viel höher steigen werden, und hier sind 300 Rumäner, die ich zu 13 Prozent verkaufen soll; an der Börse, wenn ich hinkomme, gelten sie nach den Depeschen jedenfalls schon 64 Prozent; Groß & Schindler haben sicherlich auch schon Nachricht und lassen mich sofort ablauern, und hier bin ich mit 300 Rumänern, wo jedes Stück schon 21 Thaler mehr gilt, und morgen und übermorgen noch viel mehr gelten wird. Schwester, ich wußte, daß von den Beschlüssen der eben zusammengetretenen Kammern in Bukarest das Schicksal der rumänischen Eisenbahnaktien wesentlich mit abhing. Ich dachte an Euch; ich dachte an Elärchen, die in edler Selbstaufopferung sich auf das jetzt erst schmutzig gewordene Gebiet des Theaters begeben, um ihren Eltern nicht zur Last, um ihnen mit ihrem Talente eine Hilfe zu werden; ich dachte an Dich, meine Veronika, wie Du Deine schönen Augen zu Grunde richtest, um mit Deiner kunstvollen Stickerei den Haushalt zu bestreiten und den Vater im Wahne zu erhalten, daß Euch noch ein bescheidenes Auskommen geblieben, weil er nicht daran gedacht, daß tausenderlei Hausrechnungen auch zu bezahlen waren, die die Mutter zu berichtigen pflegte, wenn sie bei Beginn des Halbjahrs das Wirthschaftsgeld erhob und welches kurz nachher von ihr hätte einkassirt werden können, wenn nicht so plötzlich der Sturz gekommen. Ich hatte nun auch gerade an die 9000 Thaler in Cassa, und so zahl' ich dem Mann, der mir erklärt, auch 7000 Thaler flüssig zu haben, aus der mir anvertrauten Kasse 6000 Thaler. Und Alles war Lüge!“

„Aber dann hattest Du doch noch die Rumänier? Es konnte für Dich nur ein Verlust von 1 Prozent entstehen, oder waren die Papiere weiter gesunken?“

„Was denkst Du, Veronika; ich geb' ihm doch meinen Theil Rumänier mit, daß er sie gleich mit Profit versilbern, und freue mich der Augen, die Ihr machen werdet, wenn ich Euch den schönen Gewinn vorzähle. Ich habe sogar an Elärchen telegraphirt,

sie soll ja nicht abschließen mit dem Engagement, wenn sie noch nicht abgeschlossen hat, es wären andere Verhältnisse eingetreten.“

„Nun, Julius, über das Letztere freue ich mich, ich denke, ich werde das Kind auch noch erhalten können. Sie ist so zart und gut, daß die Luft des Theaters sie wie ein Pesthauch vergiften muß, und wenn ich mein Clärchen wieder da habe, da wird mir's auch an Muth nicht fehlen. Ich war nicht bloß älter, sondern auch größer und fester und auch viel umsichtiger und energischer als sie, und gerade das Kind soll die sichere Grundlage der Familie entbehren? Aber wie war's mit Deinen Rumänern?“

„Nun, der Jude Lehmann nahm sie zum Versilbern mit, und weil ihm zu seinen Rumänern wahrscheinlich noch viele andere fehlten, so zog er vor, ohne Rechnungsablegung fernere Gesielde aufzusuchen, zu denen ich ihm das Reisegeld geliefert. Es sollte mich wundern, wenn er nicht unsern Hauswirth auch beschwindelt, denn mit Meister Schnober stand er stets im intimsten Verkehr.“

„Und nun?“

„Und nun, wenn ich die Rumänier behalten hätte, dann bedeutete es für mich einen scharfen Verweis nebst entsprechenden Gehaltsabzügen, aber ohne die Rumänier hätte ich mich geschämt, dem Prinzipal eine Geschichte zu erzählen, die Du glaubst, weil Du mich kennst, und wegen der er mir in's Gesicht lachen würde, weil er sie unter allen Umständen für eine abgeschmackte Erfindung und für Schwindel ansehen wird. Ich habe ihm nun allerdings einen Brief geschrieben, in welchem ich dankbarst Abschied nehme und mich verpflichte, sobald die Möglichkeit auf meiner Seite vorhanden, ihm diese unvorsichtig vergeubete Summe zu ersetzen. Der Wortlaut war vielleicht noch bedeutsamer, ich weiß es ganz genau nicht, und nun kurz, Schwester, ich muß wohl reisen, und Du wirst vorsorglich das Deine thun, damit die armen Eltern von unliebsamen Urtheilen über mich verschont bleiben.“

„Ja, Julius, es bleibt nichts übrig, Du mußt leider von uns scheiden, für jetzt wenigstens. Ich werde an Deinen Prinzipal einen Brief schreiben, den er zwar auch verstehen wird, wie vieles Andere.“

„Ich habe ihn nur gebeten, meine armen Eltern zu schonen, deren Tod er auf dem Gewissen haben würde, wenn er mich unnützerweise öffentlich verfolgen ließ. Er ist doch ein sehr reicher Mann und ein alter Geschäftsfreund des Vaters.“

„Geschäftsfreund, ja, Freund, wo es Geschäfte zu machen gilt. Julius, Du bist Kaufmann, Du weißt, was in Geschäftssachen Freundschaft zu bedeuten hat. O diese blödsinnigen Menschen, die

sich vorstellen, die Welt ist dazu da, damit Geschäfte in ihr gemacht werden, und die den Zweck ihres Lebens im Geschäftemachen erfüllt sehen. Aber hast Du denn Reisegeld?"

"Ich habe so viel, als nach Bezahlung meiner kleinen Schulden von meinem Monatsgehälte übrig bleibt."

"Das langt natürlich nicht zu der weiten Reise und ich muß sehen, wie ich das Nöthige für Dich zusammenbringe."

"Nein, Veronika, nein, das nicht um Alles in der Welt. Soll ich die Summe Deiner Sorgen und Entbehrungen noch weiter vermehren, wo es meine Pflicht war, einen Theil davon auf meine Schultern zu nehmen? Nein, lieber den Tod."

"Ihr Männer seid wirklich schrecklich mit Euren Selbstmordgedanken; wenn Ihr nicht mehr aufbauen könnt, wollt Ihr zerstören, und es gibt doch noch ein Drittes: Dulden, Sichdreinfügen und Warten bis die Gelegenheit zu neuen Thaten kommt. Der Tod läuft Niemandem davon, und ehe man selbst stirbt, thut man erst lieber eine That, die den Preis des Lebens werth ist. Wer schleudert sich weg um Nichts? Nur der, der sich selbst nichts werth hält. Du mußt so viel haben, daß Du ohne Aufenthalt und Hinderniß das Ziel Deiner Reise erreichst. Oder soll ich etwa darüber auch noch in Angst und Furcht schweben? Nein, sieh', Julius, und wenn dies Haar auf meinem Haupte Dich retten könnte, es müßte herunter. Und Der nur ist ein Mensch, der Alles wissen kann um des Lebens willen, und das Leben nur hingibt um eine hohe Idee."

"Ach, Schwester, Du bist so groß und ich so schwach in dieser gefährvollen Lage."

"Weil Du Dich schuldig fühlst und ich die Sache mit Ruhe und Klarheit überblicke. Du hast ja nichts Böses gethan, Julius, Du hattest im Gegentheil die beste Absicht etwas Gutes zu thun, in der Eile vergriffst Du Dich nur im Mittel und liehest obendrein die einfachsten Regeln der Vorsicht außer Acht. Ob Dich die handwerksmäßige Justiz deshalb verurtheilt, ist mir höchst gleichgiltig, denn dafür bin ich ein menschlich denkendes und fühlendes Wesen und keine nach dem Codex sich und Andere richtende Maschine. Du bist nun darum in Noth gerathen und mußt sehen, wie Du sie überwindest."

"Ja, Schwester, und ich werde sie überwinden. Nun ich Dir Alles anvertraut und Dich so fest und gewappnet sehe, ist auch bei mir die Zuversicht und die Kraft zurückgekehrt."

"Ich weiß nicht, wenn und ob ich Dich wiedersehe, bevor Du dieses Haus verlässest. Du wirst mir eine Adresse hinterlassen,



durch welche Dir sichere Mittheilungen von mir zukommen. Dem jungen Maler hier kannst Du in Allem vertrauen, denn er ist edelmüthig, besonnen und klug, es wird nöthig sein, daß Du ihm auch Deine Affaire mit dem Prinzipale erzählst, er ist der Mann dazu, die Sache richtig aufzufassen, und häufig ist man schuld, wenn man den Freunden, denen man einmal Vertrauen schenkt, nicht Alles sagt, weil sie dann auch nicht auf Alles Bedacht nehmen könnten. Was freilich den Schreiber, Herrn Schnürer anbelangt, so weiß ich wirklich nicht, wie viel Vertrauen man ihm schenken darf....“

„O, er ist besser als sein Aeußeres vermuthen läßt, er hatte schnell meine Situation durchschaut und war auch gleich zur Hülfe bereit. O Schwester, wenn ich gestern fehl ging, in welcher bösen Situation konnte ich mich heute befinden.“

„Nun allzu rosig sieht die Deinige auch jetzt nicht aus. Aber es ist Zeit, daß ich wieder hinuntergehe, die Aeltern könnten aufgewacht sein. Leb wohl, Julius, wenn wir uns nicht wiedersehen sollten, bevor Du reise. Behalte uns lieb und in gutem Andenken, bleib gut und brav, schreibe recht bald und dann recht oft, vergiß auch Klärchen nicht, und was auch kommen mag schreibe mir, wenn Du des Rathes oder der Hülfe bedürftig bist.“

Die Geschwister umarmten und küßten sich unter Thränen, dann öffnete Veronika so leise wie möglich die Thür und erblickte an der Treppenwendung eine grüne Schleife, welche augenblicklich verschwand.

„Die Müllern hat mich gesehen“ murmelte das Mädchen, „und nun ist es auch gleich, ich werde Herrn Frohner benachrichtigen, daß die Thür offen steht.“

Damit lenkte sie ihre Schritte nach dem Zimmer der Tänzerin, wo sie anklopfte und durch ihr Erscheinen den rasenden Siegmund in seinem schönsten Monologe unterbrach.

„Ich wollte nur die Frau Häuslern fragen, ob mir nicht eines der Kinder etwas von der Straße holen kann.“

„Ich, ich will für Tante Monika gehn,“ riefen die Kleinen diensteifrig auffpringend, und selbst der Lehrling, der es schon sehr gern hörte, wenn ihn Jemand „Herr Häusler“ nannte, erhob sich, um mit einer verlegenen Erröthen seine Dienste anzubieten.

Der Maler aber ersah alsbald aus einem Blick des Fräuleins, daß die Dienste der Kinder nur den Vorwand bildeten. Indem er sich demnach auf einen Augenblick entschuldigte, um etwas aus seinem Zimmer zu holen, folgte er dem Fräulein auf die Flur.

„Die Hausmannsrau hat mich aus dem Zimmer dort hinten herauskommen sehen.“

„Dieser Spürhund, die Rippen schlag ich ihm noch eines Tages ein. Beruhigen Sie sich, er wird wo anders untergebracht werden.“

„Sie müssen ihn bis morgen Abend versteckt halten, denn ich muß ihm erst das nöthige Reisegeld und was er sonst braucht, besorgen. Glücklicher Weise haben wir einen Theil seiner Wäsche hier.“

„Wir werden ihm auch schon nach Kräften aushelfen.“

„Und Sie hoffen ihn bis morgen Abend im sicheren Versteck zu halten?“

„Verlassen Sie sich auf uns. Und Sie meinen, er soll fort-reisen? es dürfte kaum nöthig sein, wenn er nur verdachtlos aus dem Hause ist.“

„Es hat seine besonderen Gründe, er wird Ihnen das Alles noch mittheilen. Und Ihr Nachbar Schnürer ist wirklich ein ver-trauenswürdiger Mann?“

„Acht wie Gold und probehaltig, Sie dürfen sich ganz auf uns verlassen.“

„Nun dann im Voraus meinen innigsten Dank, gewiß wird sich einmal eine Gelegenheit finden, wo ich Ihnen wiedervergelten kann.“

„Wenn die Thränen in Ihren Augen trocknen und die Sonne der Freude wieder aus Ihren Blicken leuchtet, dann habe ich den schönsten Dank.“

„Danken Sie auch Herrn Schnürer einstweilen in meinem Namen“, bat das Fräulein noch und wandte sich zum Gehen.

„Warte, verdammte Ratte, da hast Du was zum Trinkgeld“, rief der Künstler, zog sich blitzschnell ein Stiefelett vom Fuße und warf es die Treppe hinunter.

„Was war das?“ frug das Fräulein erschrocken.

„Sahen Sie nicht die grüne Schleife und etwas tiefer unten eine rothe Nasenspitze zum Vorschein kommen?“

„Ah, die Müllern, Sie wird sich gewundert haben, was ich so lange noch hier oben zu thun habe.“

„Dicht an der Nasenspitze ist ihr das Stiefelett vorbeigesflogen, darauf will ich schwören. He! Frau Müllern, hat Ihnen das auch vorher geahnt oder geschwamt?“

„Sie sind recht jähzornig“, bemerkte das Fräulein vorwurfs-voll, indem sie die Treppe hinunterstieg.

„Ich werde mich bessern und zur Strafe jekt mein Stiefelett wieder herausholen.“

Die dramatische Vorlesung und der „ästhetische Kaffee“ waren längst zum allgemeinen Bedauern zu Ende, Fräulein Theodora lag bereits in den Armen des Schlafes, nicht minder auch die jüngeren Mitglieder der Häusler'schen Familie, sowie der alte Meister, der seine letzten Pflöcke halb im Schlafe eingeschlagen, während die Meisterin noch aufzuräumen und Alles zum Montag früh zurecht zu stellen hatte, weil da die Kinder früh zur Schule mußten und früh um 7 Uhr verlangende Blicke nach der Mehlsuppe auswarfen. Der Schreiber aber huschte mit einer Flasche Rum die Treppe herauf nach seinem Zimmer, in welchem der Maler und der Flüchtling im lebhaftesten Gespräche waren, welches jedoch so leise geführt wurde, daß man es kaum vor dem Singen des Wasserkessels über der Spirituslampe vernehmen konnte. Die Thür wurde leise geschlossen, der Schreiber holte Gläser und Zucker herbei und dann, sich an seine Besucher wendend, meinte er:

„Jetzt sind wir so weit fertig, den Feldzugsplan zu berathen, aber es muß auch der Fall in Betracht gezogen werden, daß uns ein listiger Feind nicht während der Berathung überraschen kann. Unsere Zimmer sind durch eine Thüre zu trennen und zu verbinden, Sie haben drüben den Riegel und ich hier den Schlüssel, sobald wir wollen, können wir die Thüre öffnen, und da dieselbe in Ihr Zimmer geht, so habe ich hier einen alten Kleiderschrank, von dem die Rückenbretter sich ohne Mühe ansheben lassen, Fußbretter sind so wie so nicht mehr vorhanden. Zu gleicher Zeit bei mir und bei Ihnen drüben sucht man so wie so nicht aus, also öffnen Sie vor allen Dingen drüben und lassen Sie uns die Communication herstellen.“

Der Maler that, wie ihm gerathen war, er begab sich vom Gange in sein Zimmer, das er von innen verschloß und lehrte durch den Kleiderschrank wieder zurück in das Hinterzimmer, in welchem der Schreiber bereits den Grog servirte. Letzterer wurde nun auch mit dem bekannt gemacht, was Julius seiner Schwester am Nachmittag und später dem Maler gebeichtet hatte.

„Es wird dem Fräulein sehr schwer werden eine genügende Summe aufzutreiben“, meinte er darauf nachdenklich, ich kenne die Verhältnisse der Leute besser, als sie selbst in der Regel. Ich weiß, daß heute Abend die Nieme von Geheimraths das Silber wieder zum Pfandleiher getragen, mit dem sie gestern bei der unvermeidlichen Soirée geprunkt, und in der zweiten Etage wird heute Nacht geräumt, weil die Firma Scheffel & Bluth zum 7. Male Pleite ging.“

„Wie, geräumt? bei der Bewachung die in diesem Hause stattfindet?“

„O, diese Leute räumen nicht wie gewöhnliche Menschen; Möbel, Bilder, Spiegel, Statuetten, Blumenvasen, alle gehören dem Möbelverleiher, der sie morgen abholen läßt, weil er seit 4 Monaten keine Miethe und auch keine Vertröstungen mehr bekam. Was sie mitnehmen sind einige Portefeuilles, welche einer der Herren Compagnons in der Reisetasche fortträgt.“

„Mich wundert nur, daß Herr Schnober nicht am ersten sein Geld verlangt hat.“

„O, er hat es schon am letzten bekommen, freilich in einer Sorte, deren wahrer Werth ihm erst morgen aufgehen wird.“

„Sie wissen aber auch Alles.“

„O, ich weiß mehr, als Andere wissen dürften, ich weiß sogar, wo Herr Schnober seine Werthpapiere vergräbt.“

„Was? er vergräbt sie?“

„Ja, wundert Sie das? Ein Mann, der sich bewußt ist, daß er ohne Geld gar nichts mehr sein wird und der auch keinem Menschen mehr traut, weil er keinen Unterschied zu machen versteht und alle Menschen nach seiner eigenen Niederträchtigkeit beurtheilt, der giebt seine Werthpapiere nicht aus der Hand, denn das gälte ihm halb schon als Verlust, und weil er gehört hat, daß bei Feuersbrünsten die Papiere auch in festverschlossenen, diebesicheren Cassetten verkohlen, gräbt er sie ein in die Erde, denn die brennt nicht ab.“

„Und Sie wissen, wo?“

„Ja, ich weiß wo, und es ist mein Triumph, daß ich den Mann in meiner Hand habe, der mich fortwährend ausnützt und mich dabei verachtet wie einen Hund. Eine oberflächliche Bemerkung von mir an gewissen Orten fallen gelassen, und Schnober wird ein gewöhnlicher Hauswirth mit Hypothekenschulden, während er jetzt die Regierung, der es übrigens nichts schadet, jährlich um eine erkleckliche Rentensteuer belugt. Dieser Schnober sollte Gott danken, daß er in einer Lage ist, die er nicht zum hundertsten Theile verdient, er sollte wenigstens nicht durch seine Niederträchtigkeit das Schicksal herausfordern. Sein Haus, das er um 7000 Thaler gekauft, ist durch das schnelle Wachsthum der Stadt zu einem Werthe von 30,000 gestiegen, ohne daß er das Geringste dazu beigetragen, und dabei behaupten die verlogenen Nationalökonomien der liberalen Bourgeoisie auch noch, das Privatkapital sei eine Frucht von Fleiß und Sparsamkeit der Besitzer oder deren Nachkommen. Fleiß und Sparsamkeit! Ein alter Stubennachbar

von mir gab mir hierzu ein glänzendes Beispiel. Sein Vater war ein Schwindler und er ein Säufer. Sein Vater hatte bei der Vorstadt, von der damals nur einige Häuser standen, ein Areal mit einem Teiche, der durch Verlegung eines Landgrabens, aus dem er Wasser zugeführt erhielt, austrocknete. Die Feldparzellen wurden von den Nachbarn aufgekauft, den Teich, der dann zur Grube wurde, in welche man Asche und Kehrriech, sowie alles mögliche Gerüth ablagerte, den Teich mochte Niemand haben, und der Besitzer dachte gar nicht mehr daran. Die Häuser wuchsen rings herum aus dem Fußboden, das Gerüth nahm zu, aus der Grube wurde schließlich ein Berg. Ich hab ihn selbst gesehen, ein Berg wars, wie man selten einen sieht, geziert mit Sachen, die die Lumpensammler, die hier sich fleißig einfanden, verschmähten: Ziegelbrocken, Asche, verlumpete und verschmierte Korbhüte, zerbrochene Gläser, Tassen, Töpfe, vermoderte Pelzflecken und verschimmelte Handschuhe, todtgeschlagene Ratten und Mäuse nebst unbrauchbar gewordenen Mäufefallen und Blechzeug, was der Hest zerfressen hatte. Die Reste ehemaliger Herrlichkeiten, ein Anblick war's wie ihn einstmal's unsere Culturepoche mit ihren Ueberbleibseln darbieten wird. Und eines Tages fallen die Augen der Speculation auf diesen kostbaren Platz. Es kostet Noth und Mühe den Eigenthümer aus alten Registern herauszuspüren. Von den edlen Gründern suchte der Eine dem Andern den Rang abzulaufen, um ein Verkaufsrecht zu erwischen und mit einigen Tausend Thalern zu verwerthen. Am Abend, wo ihn der Erste in einer Schnapskneipe entdeckte, war der Mensch so betrunken, daß er nicht zum Notar geschleppt werden konnte, darum nahm ihn der Speculant in einem Zweispänner mit sich in seine Wohnung, damit er ihn am andern Morgen nüchtern hätte, und brachte ihn im Schlafzimmer eines seiner Kinder unter, welches im Wohnzimmer auf dem Sopha schlafen mußte. Mitten in der Nacht aber steht der Mensch auf, fällt draußen die Treppe hinunter und macht einen solchen Höllenlärm, daß ihn die Bewohner der untern Etage auf die Polizei schaffen lassen, weil er natürlich nicht anzugeben weiß, was er in dem Haus zu schaffen habe. So entging dem Gründer seine Beute, und das Areal, welches der Mensch für eine Flasche Kümmel an jenem Abend hergegeben hätte, brachte ihm einen Kaufpreis von 10,000 Thalern. Hätte der Mensch einen Erben gehabt, so betrachtete dieser es gewiß jetzt als Lohn für den Fleiß und die Sparsamkeit seiner Vorfahren. Der glückliche Besitzer aber starb 8 Tage später am Säuferwahnsinn. Und diese Weltordnung nennen unsere liberalen

Schwazpeter eine „göttliche“, weil sie sich „göttlich“ dabei befinden. Nun möcht' ich nur beim Teufel wissen, was sie an dieser „Ordnung“ dann immer noch herumzuarbeiten haben, wie die Schuhmacher an einem Schuh, bei dem die Sohlen durchgelaufen, die Kappen heruntergetreten und die Zehen Lustlöcher haben.“

„Bravo, Bravo“, rief der Maler höchst amüsiert, indem er sein Glas Grog hinunterschürfte, „eine Rede, die eines größeren Publikums werth gewesen wäre. Aber jetzt, verehrter Volksredner ohne Volk, wollen Sie sich nicht zu unserm speciellen Falle herbeilassen?“

„Das Publikum ist mir noch zu groß, warten Sie einmal, haben Sie den Schlüssel drinnen stecken?“

„Ja wohl, warum?“ fragte der Maler.

Ohne zu antworten, schlich der Schreiber durch den Schrank ins andere Zimmer, drehte behutsam und rasch den Schlüssel um und ließ in den dunklen Gang ein Markt und Bein durchdringendes Klageneschrei hinaustönen.

„Jesus, du mein Heiland“, kreischte eine weibliche Stimme mit ebenbürtigem Mißklang und gleich darauf polterte es die Treppe hinunter.

„So, die Spürnase wären wir für heute los“, jubelte der Schreiber, indem er mit vergnügtem Händereiben wieder in dem erleuchteten Zimmer erschien.

„Es war ein schlimmes Mittel und kann die erschreckte Person krank machen.“

„So, dann kann sie nicht mehr so viel spionieren.“

„Es konnte auch Fräulein Theodora sein.“

„Nein, das thut sie nicht; ausgenommen sie hätte Verdacht eines weiblichen Besuchs, da wollte ich nicht gerade darauf schwören.“

„Aber auch einer solchen Person gegenüber darf man nicht schlecht sein.“

„So, das sind nun Ansichten. Sehen Sie, Herr Frohner und werther Nachbar, aus purer Liebe zum Schlechten bin ich nicht schlecht, aber wenn es nöthig ist, kann ich auch recht schlecht sein. Dieß Weibsbild ist eine gemeingefährliche Person; wenn sie den jungen Mann oder auch uns heute ins Unglück stürzen kann, so thut sie es mit dem größten Vergnügen, ohne daß sie etwas davon hat. Und so eine Viper soll ich nicht zertreten, wenn sie mich in die Ferse stechen will? Das ist nicht mehr Humanität, das ist Sentimentalität. Aber es ist jetzt Zeit, daß wir an Anderes denken. Junger Mann“, fuhr der Schreiber fort, indem er eine



viel ernstere Miene und beinahe feierliche Haltung annahm, da er sich an den Fremden wendete: „Sie haben eine sehr gute Schwester“.

„Ja, das ist wahr“, erwiderte der junge Mann, plötzlich aus seinen Träumereien erwachend.

„Ein Wesen, welches uns mit der Menschheit wieder ausfühnen muß. Ihr zu Liebe will ich etwas thun ganz ohne alle selbstsüchtige Gedanken, etwas thun, was gänzlich gegen meine festen Vorsätze verstößt. Sie müssen morgen Abend fliehen, Ihre Schwester soll nicht herumhegen und vielleicht das Theuerste, was sie bis jetzt noch für den äußersten Fall sich gerettet, weggeben, um Ihnen die nöthigen Mittel zu verschaffen. Ich werde Ihnen das Geld aus meinem Vermögen darleihen.“

„Ach, es wäre mir entsetzlich, wenn ich ihr solches Opfer zumuthen müßte, aber noch weniger kann ich von einem Fremden einen solchen Dienst annehmen, in einer Lage, wo ich kein Wiedererstaten mit Bestimmtheit versprechen kann.“

„Es handelt sich nicht bloß um das, es handelt sich um ein Abgehen von meinen bestimmt gefaßten Vorsätzen. Ich bekam vor länger als zehn Jahren eine kleine Summe in die Hand, die ich sehr nöthig für meine Bedürfnisse brauchte. Aber ich sagte mir: Mit Geld allein ist heutigen Tages Geld zu verdienen. Wenn Du die kleine Summe nicht bekommen hättest, müßte es auch gehen, Du wirst Deine Kenntnisse und Erfahrungen, Deine Berechnung und Schlaueit mit dem Gelde verbinden und spekuliren, und was Du durch die Spekulation gewinnst, wird zum Kapital geschlagen. Ich bin nun nebenbei ein großer Feind aller Spekulation und aller Spekulanten, es war demnach auch meinen Prinzipien gänzlich zuwider. Aber der Mensch muß seine Experimente machen. So habe ich das Geld als fremdes, mir anvertraut zur Spekulation betrachtet und habe es behandelt so, trotzdem ich buchstäblich daneben gehungert. Wenn ich es nun nicht gehabt, oder bei einer früheren Noth verbraucht hätte, war's ja auch nicht da. Ich sagte mir, bei deiner sozialen Stellung, bei deinem mißwachsenen Körper hast du keine Chance des Glücks, als die des Geldes, verlierst du, so nimm die Armuth, das Elend, die Verachtung hin als dein Verhängniß, aber deine Chance giebst du sonst in keinem Falle hin, weder aus Noth, noch aus Mitleid mit Andern. Und es ist mir bis heute durch Vorsicht, genaue Berechnung und Glück geglückt. Heute aber mache ich eine Ausnahme.“

„Und ich sollte ein solches Opfer annehmen, nimmermehr!“

„Heute erst umarme ich Sie als einen wahren, als einen guten

Menschen und biete Ihnen das brüderliche „Du“ an,“ rief der Maler, sich der Gestalt des Schreibers bemächtigend und sie an seine Brust drückend.

„Ich nehme weder die Weigerung, noch bis zur Vollendung des Opfers das brüderliche „Du“ an, obwohl ich in Ihnen nicht bloß den Menschen, sondern auch den hochbegabten Künstler schätze. Sie, junger Freund, haben kein Recht zur Weigerung. Ihrer Schwester zu Liebe, um ihr traurige Wege und schmerzliche Opfer zu ersparen, gebe ich das Geld. Haben Sie eine Wahl? Haben Sie das Recht, Ihrer Schwester solche Opfer zuzumuthen, wenn Sie's vermeiden können? Heut' denk' ich einmal anders als sonst, heut' fällt mir's ein zu denken, daß ich andern Menschen helfen könnte mit dem Gelde, das ich zur Spekulation bestimmt und also morgen verlieren kann? Die Spekulation ist gerade so moralisch wie das Hazardspiel und ebenso sicher. Und wenn ich das Uebrige verliere morgen, wird es mich nicht erheben, zu denken, daß ich mehr als das ursprüngliche Stammkapital zur Rettung eines Menschen hergegeben? Sie bekommen von mir 300 Thaler, nicht mehr und nicht minder, weil es ausreicht und nöthig ist, dazu eine Adresse mit Empfehlung nach Philadelphia, die gut ist, wie nur etwas gut sein kann. Diese Summe ist nur ein kleinerer Theil meines Spekulationskapitals, wie ich gleich hinzufügen will, um mich nicht hochherziger darzustellen, als ich bin, und außerdem, hören Sie wohl, bin ich jetzt noch gar nicht sicher, daß ich es Ihnen überhaupt zu geben nöthig habe; ich hege so meine Gedanken, daß die Rumänier doch noch zu retten wären, wenn etwas zutrifft ...“

„Wär's möglich, o Gott, dann brauchte ich vielleicht auch gar nicht meine Theuren zu verlassen. O, welche bitteren Tage, ja Jahre, würden mir und meinen Lieben erspart!“

„Elende Welt,“ murmelte der Schreiber, sich abwendend, „an solchem Lumpenpapier hängt Menschenglück und Menschenelend.“

„Meine Eltern, Veronica, mein Clärchen ...“

„Ja so, Clärchen,“ rief der Maler plötzlich, sich losreisend von seinem inneren Sturm. „Warten Sie einmal einen Augenblick;“ und spornstreichs verschwand er durch den Kleiderschrank.

Die Beiden andern sahen ihm höchst erstaunt nach.

Als der Maler wieder aus dem Dunkel des Kleiderschranks hervortauchte, hielt er ein goldenes Medaillon in der Hand, wandte es gegen das Licht und fragte:

„Ist das Clärchen Hernig?“

„Ja, es ist meine Schwester, aber wie kommen Sie zu diesem Medaillon?“

„Sie haben vor zwei Jahren eine Lustreise durch den Thüringer Wald unternommen?“

„Gewiß, aber was soll das?“

„Ihre jüngere Schwester ist jetzt 18 Jahr?“

„18 Jahr gewesen.“

„Von dem Familienbilde, welches in Ihrer Eltern Wohnzimmer hängt, sind Photographien abgenommen worden?“

„Ganz recht, denn eine davon trag' ich hier an der Uhrkette, sehen Sie?“

„Gut, gut, es ist Alles richtig. Freund Schüller, mit Ihrem freundlichen Anerbieten bleibt es nun beim Anerbieten; wir nehmen das Opfer nicht an, denn ich werde, wenn es gebraucht wird, das Reisegeld selbst beschaffen.“

„Sie?“

„Nun ja; unsereins hat auch seine heimlichen Kapitalien. Aber fragen Sie mich nicht weiter aus, denn ich kann jetzt weiter nichts sagen.“

„Die Welt ist so toll eingerichtet,“ rief der Schreiber, „daß man nicht einmal mehr bei seinem Willen: wohlzuthun, Chancen hat. Nun wird mir's noch passiren, daß, wenn mein Spekulationsziel erreicht ist, die Sozialdemokraten die „göttliche“ Weltordnung so umgetrempelt haben, daß ich das Kapital gar nicht mehr gebrauchen kann. Vorläufig will ich mich aber doch noch einrichten, das Geld flüssig zu haben, denn ein Künstler rechnet immer mit anderen Factoren, als unsereins, und doppelt genäht hält besser. Wo aber so die Sachen stehen und einmal günstig schlagen, da glaub' ich noch an eine andere Chance, die fast so gut ist, wie alle anderen zusammengenommen. Es giebt ganz verschiedene Arten von Proletariern, solche, die anscheinend reich und mächtig sind, wie Geheimraths unten, und solche, die Geld haben, ohne es zu wissen. Fällt mir gerade der ärmste Proletarier ein, den ich bis jetzt kennen gelernt habe von allen, die zwischen Himmel und Erde schweben, und den ich über die großen Proletarier bald vergessen hätte. Ich habe doch die Zwiebackkrümchen sorgfältig bei Fräulein Theodora in ein Papier gewickelt, für meinen Sperling.“

„Es wird mir von Allen, was Sie reden, so buntsümmerig vor den Augen,“ rief jetzt der junge Hernig, daß ich Sie wirklich bitten möchte, ernster an meine traurige Lage zu denken. Sie sprechen so geheimnißvoll, so räthselhaft, daß ich fast glauben muß,

der Geist des Grogs läßt Sie die traurige Wirklichkeit vergessen, die mich bedroht.“

„Seien Sie ganz ruhig, junger Mann und Freund, da draußen ist das Bett, auf welches Sie sich ruhig legen mit dem Gedanken, daß schlimmsten Falls Sie eine Reise morgen Nacht antreten, die Sie auf eine Spanne Zeit von Ihren Liebsten trennt. Und über Alles noch reislicher nachzudenken, werden Sie morgen Zeit genug haben, da ich Sie zu mindestens 12 Stunden unterirdischen Kerkers verurtheilen muß, womit ich denke, daß Ihre Verbrechen vollkommen gefühnt sind. Von hier oben die Flucht anzutreten, bietet bei den Zuständen des Hauses zu viel Gefahren. Deshalb vor Tagesanbruch führe ich Sie in eine unbenutzte Kellerabtheilung, zu welcher Häuslers den Schlüssel haben, und Abends werden Sie der Haft entlassen. Für heute aber allseitig gute Nacht; ich schlafe auf dieser alten Ruine von einem Sopha.“

„Gute Nacht und gutes Glück zu morgen,“ erwiderte der Maler und begab sich in sein Zimmer, wo er nicht auf den Schlaf zu warten brauchte, der ihn seit 24 Stunden verfolgte, ohne ihn erreichen zu können. Die andern Weiden folgten seinem Beispiele, und nun ward es still im ganzen Hause und finster bis auf die zweite Etage, wo die Firma Scheffel und Bluth die neueste Pleite vorbereitete, und bis auf eine Hälfte der dritten Etage, wo ein zur Millionärin erzogenes edles Mädchen gegen das Gespenst der Noth, des Hungers mit einer unglaublich kunstfertigen Nadel kämpfte.

\* \* \*

Der verhängnißvolle Montag Morgen ist im Anbrechen. Frau Häusler ist schon wach und schürt das Feuer. Auf einem hölzernen „Tritt“ steht der Arbeitstisch des alten Schuhmachermeisters, ein Dellämpchen brennt darauf. Meister Häusler arbeitet schon wieder; der Sohn soll noch den Schlummer genießen, denn seine Constitution ist schwach, und Schlaf ist das beste, das wohlfeilste Stärkungsmittel. Um den alten Mann ist's nicht mehr schade. Das klopft und hämmert von früh bis spät, vom Montag bis in den Sonntag, vom Frühling bis in den Winter; was verdient wird, geht auf in den Kindern, von denen die Jungen womöglich Vaterlandsvertheidiger und die Mädchen im besten Falle dienende Wesen für höhere Geschöpfe werden. Viel Unterhaltung und Zerstreuung braucht der Alte nicht, er hat ja Sorgen genug und damit Stoff zum Nachdenken, wie die Steuern und das Schulgeld herauszuwürgen sind, und die Mieth, da aller Verdienst schon für

Nahrung und Kleidung von 8 Personen in Anspruch genommen ist. Die Steuern werden wohl etwas höher nächstens ausfallen, wegen des glorreichen Kriegs und seiner natürlichen Folgen, die Väter der Stadt wollen auch einige patriotische Denkmäler setzen. Die Miethe ist gesteigert worden, da werden auch mehr Witzzinsgrofchen fällig. Das Alles mußt Du wohl bedenken, Meister Häusler, und Deine Kraft nimmt ab. Jetzt hilfst Dir wohl der Sohn, aber wenn er 20 Jahr alt ist, muß er Vaterland vertheidigen lernen, Wache stehn, exerciren, Manöver und Parade machen, wenn zur Festigung des ewigen Weltfriedens ein fremder Herrscher zu Besuch kommt. Klopf zu, Meister Häusler, das viele Nachsinnen ist schuld, daß manchmal ein paar Minuten Dein Arm aus der Arbeit kommt, bei der doch jede Minute berechnet werden muß.

„Guten Morgen, Meister Häusler, guten Morgen Meisterin,“ ruft jetzt der Schreiber, indem er nach kräftigem Anklopfen in die Stube getreten. Sie können mir für zwei Mann Kaffee kochen, Frau Häuslern. Meister, Ihr werdet wissen, daß am Sonnabend hier auf der StraÙe arme Leute aufs StraÙenpflaster gesetzt wurden.“

„Ach ja, die armen Gebrhardtts, ach, ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können, immer dacht' ich, wenn's uns nun einmal so ginge mit unseren armen Kindern, wir wären doch reine verloren. Beeile Dich nur, lieber Mann, daß ich die Schuhe dann gleich einfassen kann, wenn die Kinder zur Schule fort sind.“

„Bei dieser Gelegenheit,“ fuhr der Schreiber fort, „kam es zu einem heftigen Conflict mit der so brutal verfahrenenden Polizei.“

„O, Polizei,“ murrte der Meister heftiger zuklopfend, denn er erinnerte sich des einzigen Conflicts, den er einmal gehabt und der ihm 2 Jahre Sorgen bereitet.

„Ein junger Mann, der sich edelmüthig der Armen annahm, mußte aus Nothwehr in Gefahr des Lebens einen Schutzmann niederschlagen...“

„Ja das habe ich gesehen, der Herr war vollkommen in seinem Rechte,“ rief die Frau.

„Schweig, Frau, wie kannst Du so etwas sagen, gegen die Polizei im Rechte.“

„Warum soll die Frau es nicht sagen? es war so, und ich bin froh, zu wissen, daß Sie es auch gesehen, da haben wir einen Zeugen mehr.“

„Um Gotteswillen, nur keine Zeugenschaft, die Lauferei, die Zeitversäumniß.“

„Ja, es ist schlimm, daß das Recht unterdrückt wird wegen der

herrschenden Abneigung gegen alle Zeugenschaft. Wenn Sie nun Zeugen brauchen?"

"Es mag kommen, wie es will, ich werde bezeugen, was ich gesehen habe, auf Ehre und Gewissen," erklärte die Frau.

"Brav, Frau Häuslern, brav, die Folgen werde ich verantworten, aber, um wieder auf die Sache zu kommen, der junge Mann hat sich in dieses Haus geflüchtet."

"So hieß es, wir hatten am Sonnabend Hausfuchung, er war aber nicht zu finden."

"Die Hausfuchung wird wahrscheinlich heute auf Verfügung der Staatsanwaltschaft noch einmal wiederholt werden. Deswegen, Meister Häusler, wollte ich Euch um den Schlüssel zu dem abgesonderten Kellerraum bitten."

"Nicht um Alles in der Welt. Sie wollen doch nicht?"

"Ich will, werde und muß den Flüchtling jetzt gleich dort verbergen. Nicht wahr, Frau Häusler?"

"Ja, das ist Nächstenpflicht; Mann, warum willst Du den Schlüssel nicht geben, bedenke doch..."

"Frau, die Verantwortung!"

"Die Verantwortung übernehme ich, ich werde, wenn es überhaupt herauskommen sollte, erklären, daß Sie mir den Schlüssel gegeben, weil ich Kartoffeln hineinlegen wollte."

"Und ich kann ihn doch nicht geben."

"Aber warum denn nicht?"

"Weil... weil.. es auch der Separatkeller vom Hauswirth ist."

"Und was thut das zur Sache? Der Kellerraum gehört doch zu Ihrem Logis?"

"Ich benütze ihn aber nicht mehr."

"Das ist Ihre Sache, aber Sie haben doch das Recht?"

"Das Recht habe ich, ja ich habe es."

"Nun also?"

"Es geht aber trotzdem nicht."

"Und warum?"

"Es könnte etwas wegkommen, und da fiel der Verdacht auf mich."

"I dummes Zeug, was soll denn wegkommen?"

"Ich weiß etwas, ich weiß etwas."

"Du weißt etwas über den Keller, und ich weiß es nicht?" rief die Frau erbittert.

"Es giebt Dinge, die man am Besten Niemanden sagt."

"Nun, Meister, ich weiß es aber auch. Der Schnober gräbt dort seine Kassetten mit den Werthpapieren ein."



„Und das wissen Sie auch?“

„Weiß ich auch, und somit erledigt sich Ihre Befürchtung ganz und gar.“

„Ich habe seit dem Abende, wo ich es bemerkt, den Kellerraum nicht mehr betreten. Ich hatte mich beim Herabgehen so heftig an den Kopf gestoßen, daß ich halb bewusstlos da lag und meine Lampe war mir auch entfallen und verlöscht. Da kommt Herr Schnober ohne mich zu bemerken und ich höre wie er murmelt: der Keller brennt nicht mit ab, hier ist Alles gesichert. Damit fängt er an zu graben und vergräbt eine Kassetten.“

„Nun ja, Meister, haltet Ihr mich eines Diebstahls für fähig, ja oder nein?“

„Ich halte Sie nicht für fähig, gewiß nicht, Sie werden so etwas nie thun.“

„Und ebenso sicher verbürge ich mich für meinen Schützling. Also machen Sie weiter keine Umstände, und geben Sie mir den Schlüssel. Ist das eine Ehrlichkeit in der Welt. Hier ist ein alter ewig geplagter Mann, der nicht einmal die Zeit erübrigen kann in die Kirche zu gehen, und wahrscheinlich auch schon längst keinen passenden Rock dazu hat, und ist nicht bloß ehrlich genug, die verscharrten Reichthümer seines tyrannischen Hauswirths zu respectiren, nein er bewacht sie ihm förmlich noch. Und die offiziellen Kirchenläufer beschwindeln ihre Mitmenschen nach Noten oder heuten sie wenigstens nach Noten aus, ich will nicht gerade sagen Alle, denn einige alte Betschwestern und ein Paar vertrocknete Gehirne beten wirklich aus Inbrunst, da sie sonst nicht wissen, wohin sie mit ihren Gefühlen sich wenden sollen.“

Während der Schreiber so in seiner Weise obige Betrachtungen im halben Selbstgespräch äußerte, war Meister Häusler aufgestanden und hatte aus einem alten Cylinderpult, das sorgfältig verschlossen war, einen halb verrosteten Schlüssel herausgenommen.

Hier, Herr Schnürer, ich vertraue den Schlüssel Ihnen und nur Ihnen allein an. Nach Gebrauch werden Sie ihn mir wieder zustellen und dann werde ich ihn, um ferneren Versuchungen aus dem Wege zu gehen, an den Hauswirth abliefern.“

„Wie Sie wollen, Meister, wie Sie wollen, ich sage immer, es ist nicht ohne Grund, daß es vielen Leuten so schlecht und andern viel zu wohl geht. Wo kämen die schlechten Hauswirths her, wenn sie nicht so gute fromme Thierchen von Miethsleuten hätten? Was dumm ist, will geprügelt sein, das sag' ich.“

Bei diesen letzten Worten hatte der Schreiber bereits das Zimmer verlassen und war nach dem seinigen zurückgekehrt, wo

der Maler und der Flüchtling seiner voll banger Erwartung harrten.

„Es ist jetzt Zeit, die Müllern geht gleich nach dem Frühstück und schließt hinter sich das Haus wieder zu; es kann uns also Niemand überraschen. Sie, Herr Frohner, gehen jetzt zum Hauswirth hinein und suchen ihn anscheinend zu versöhnen, da sind wir sicher, daß er uns nicht in den Weg läuft. Sie aber, junger Freund, ziehen diese Filzpantoffeln an und nehmen die Stiefeln in die Hand. So, jetzt an die Treppe, damit wir hören, wenn die Müllern die Hausthür schließt und dann avanciren Sie sofort mit kräftigem Stiefeltritt. Horch, es ist Zeit, vorwärts Mann, die Zeit ist kurz gemessen.“

Als Frohner in der dritten Etage ankam, öffnete sich leise eine Thür und das bleiche Gesicht des Mädchens schaute heraus.

„Alles in Ordnung, Fräulein Veronica, flüsterte der Maler freudig bewegt, er kommt gleich hinter mir, und wegen des Geldes brauchen Sie auch sich nicht zu ängstigen, das ist besorgt.“

„Ist's wirklich wahr, o, welches Glück, die ganze Nacht hab' ich deshalb nicht schlafen können. Dank, tausend Dank“, rief das Fräulein und streckte dem Freunde die weiße Hand entgegen, die er entzückt mit Küssen bedeckte.“

„Wollen Sie jetzt machen, daß Sie hinunterkommen, der Teufel breche Ihnen den Hals“, riefte eine scharfe Stimme die Treppe hinab, „ist's jetzt Zeit zu Zärtlichkeiten? Entschuldigen Sie Fräulein, die Farbe weiß der Mann zusammenzuklaren, daß sie wunderbar zusammenstimmen, das Lob muß ich ihm geben, vom Zusammenwirken bei solchen Gelegenheiten aber versteht er so viel wie ein Hurone, nein, nicht so viel.“

„Schwester!“

„Julius, auf wie lange?“

„So, nun fangen die auch noch an“, räsonnirte der Schreiber, während sein Ohr sich nach den untern Etagen zuspitzte und die eiligen Schritte des Malers verfolgte.

„O, wie vielen Dank bin ich Ihnen schuldig“, rief jetzt das Fräulein, indem sie auf den Schreiber zutrat und ihm die Hand reichte.

„Ist das wahr?“

„Können Sie einen Zweifel hegen?“

„Wollen Sie mir den Dank beweisen?“

„Gewiß, wenn ich irgend kann.“

„Nun, dann entziehen Sie uns sofort die Ehre Ihrer Gesellschaft, Gott, sind das Verschwörungspeter!“

Die Thür des Vorsaals beim Hauswirth schloß sich hinter dem Manne, als der Flüchtling und sein Führer auf der untersten Treppe anlangten.

Als fünf Minuten später Frau Müllern mit dem Frühstückskorbe zurückkehrte, fand sie Alles noch in der Ordnung.

\* \* \*

Der Winter hat nur geseht und von ferne gedroht, das zeigt sich klar und deutlich an seinem plötzlichen Verschwinden. Wer wollte sich vermessen zu sagen, daß dieser lachende Herbsthimmel mit seinem durchsichtigen Blau vor zwei Tagen noch mit grauen Schneewolken bedeckt gewesen? Lange wird er freilich nicht mehr ausbleiben, das kündet wohl das Lied der gelbgewordenen Blätter, die so melancholisch im Chor summen, wenn der Westwind durch die Zweige rauscht, aber um so schöner, um so erquickender erscheint so ein Tag kurz vor'm Scheiden des Herbstes.

Wir befinden uns gerade jetzt auch nicht mehr in der Residenz mit den langen und langweiligen Häuserreihen, wir sind manche Stunde mit Dampfes-Geschwindigkeit auf den schmalen Eisenbahnen dahin gerollt, die eine neue Welt ins Leben riefen, über unsern Häuptern rauschen die Bäume des Thüringer Waldes und die Wellen der Werra sind es, die uns so silbern blizend grüßen. Eine kleine, aber sehr bunte Gesellschaft hat sich zum Kaffee in den Gasthofsgarten begeben und hat Mühe, die herumfliegenden Blätter vom unbefugten Einquartieren in Tasse und Rännchen abzuwehren. Ein oberflächlicher Sachverständiger wird alsbald erkennen, daß es die herumziehende Schauspielergesellschaft ist, die heute Abend: Don Carlos, Infant von Spanien, Trauerspiel in 5 Akten von Friedrich von Schiller im Saale des Gasthofes aufführt.

Die Gesellschaft ist augenblicklich in größter Heiterkeit, denn der Komiker der Gesellschaft hat den hochnäsigen und stolz einher schreitenden Darsteller der Titelrolle mit den Worten abgefertigt:

„Sie? Sie? wollen Don Carlos, Infant von Spanien sein? Die richtige Lesart wäre: „Der dumme Carlos, Elefant von Spanien!“

Solche Momente der Heiterkeit sind selten in der Gesellschaft, zumal in der gegenwärtigen Zeit, denn es fehlt am Besten, an Geld, das zwar niemals im Ueberfluß vorhanden war, zur Zeit aber in einem fast unerträglichem Maße fehlt. Der Ort selbst hält weniger, als man sich von ihm versprochen, denn er ist kürzlich

erst von einer andern Gesellschaft „abgegrast“ worden, und Director Schröder, der zu seinem Verdrusse bemerken mußte, daß die besten Lustspiele, die er zu bieten vermochte, bereits von seinen Vorgängern verbraucht waren, sah sich zu seinem Leidwesen mehr auf hohe Trauerspiel vermiesen, zu dem ihm auch noch ausreichende Kräfte fehlten. In solchen Tagen war der Director „grimmig und brummig,“ wie die erste Liebhaberin sich auszudrücken pflegte, und das war auch gar nicht zu verwundern, denn die Kräfte des Mannes gingen bereits bergabwärts; und wahrlich nicht leicht war ihm in einer ziemlich langen Reihe von Directionsjahren der Kampf ums Dasein gewesen. Was er früher bei äußerer Spannkraft der Seele mit Humor ertragen, das macht ihn jetzt grillig und mürrisch, er fühlte, daß es mit seiner Kraft und mit seiner Direction zu Ende ging und daß ihm nach seinem Ende der Bettelstab winkte. Er war unbedingt die stattlichste Kraft unter seinen Leuten, sein Tell, sein Wallenstein, sein Carl Moor, sein Marquis Posa zeigten noch große Momente, er hätte an einer größeren Bühne als Heldenspieler ein sorgenfreies Leben führen können und war in seinem letzten Engagement auch der Liebling des Publikums gewesen. Die Liebe zur schönen ersten Liebhaberin, welche er, unbesonnen genug, gehehlicht, führte ihn auf falsche Wege. Sie war launisch und eifersüchtig, herrschsüchtig und unfügig, hielt es nie lange in einem Engagement aus, weil sie sich nicht einfügte und mit den Collegen nicht vertrug. Um von ihr nicht getrennt zu werden, mußte er, da sie durchaus nicht zu veranlassen war, vom Bühnenleben abzutreten, gute Stellungen mit schlechteren vertauschen, bis er in der Uebernahme einer Direction sein Heil suchte, das er nicht fand, weil die Frau Directorin ihren schlimmen Eigenschaften immer größeren Spielraum gewährte, durch Herrschsucht, Eifersucht und Launenhaftigkeit besseren Mitgliedern das Wirken bei ihrer Gesellschaft verleidete und letztere dadurch gänzlich herunterbrachte, obwohl der Name des Directors in der Bühnenwelt noch immer einen ziemlichen Klang hatte. Ihren Gatten selbst aber quälte sie nicht weniger mit Eifersüchteleien und Vorwürfen über die Mißgeschick, die sie doch selbst verschuldet. Mürrisch, verdrossen war nun auch der Mann geworden, der siebenjährige Krieg seines Ehelebens, wie er den Krieg mit seiner „bösen Sieben“ manchmal nannte, war längst an Hubertusburg vorbeigewachsen, und nur die Flamme seiner Kunstbegeisterung loderte hin und wieder bei Vorführung seiner Rollen in einzelnen großen Momenten wieder auf. Ach, und wer war nicht Proletarier der schlimmsten Sorte in dieser Truppe, gebildet aus künst-

lerischen Ruinen und solchen, die niemals in Arcadien geboren wurden und nur aus Illusion sich zur Kunst berufen fühlten.

„Wenn nur die beiden engagirten Damen uns nicht im Stiche lassen und vor allen Dingen gut einschlagen,“ meinte der Director und griff nach der Westentasche, in welcher während glücklicher Perioden eine Uhr zu schlagen pflegte. „Ich meine es ist die Zeit, wo sie da sein können. Wenn wir hier nicht etwas Besonderes bieten, so fallen wir hier gehörig rein und können sehen, wie wir wieder fortkommen. Aber da sind sie ja wohl. hm, hm, ziemlich unscheinbare Gestalten.“

In der That zeigten sich zwei Damen im Eingange des Gartens, und der Hausknecht bezeichnete ihnen mit der Hand den Director, der alsbald ihnen entgegensritt, gefolgt von den Uebrigen, die Alle ihre besonderen Gründe zur Neugier hatten. Die jüngere Dame, welche mit ungewöhnlicher Eleganz gekleidet war und dadurch schon viel mehr Respect einflößte, schlug, als sie an den Director herantreten war, den Schleier zurück und fragte:

„Herr Director Schröter?“

„Ganz recht, mein Fräulein,“ entgegnete er und schaute bewundernd in ein zartes rosiges Mädchen Gesicht, umrahmt von den schönsten blonden Flechten. Die großen blauen Augen leuchteten mit bezauberndem Glanz und so zuversichtlich in die seinen, daß er fast alle Fassung verlor.

„Wie? das soll eine Eboli sein? haha, das ist zum Todlachen,“ rief ihrerseits die Directorin, eine verwelkte Theaterblume von sonst stattlicher Erscheinung, und ließ dabei ein höchst verletzendes, höhnisches Lachen vernehmen.

Der Director wandte sich mit einer ernstern Zurechtweisung gegen seine Gattin um, welche Gelegenheit der Darsteller des Don Carlos benutzte, um an die junge Dame heranzutreten und, ihr ungenirt unter das rosige Kinn greifend, zu sagen:

„Ein niedliches Pärchen, das muß ich sagen, zum Erobern wie geschaffen.“

Ein Blickstrahl fuhr aus den blauen Augen, der selbst die Frechheit zu Paaren trieb, und mit einem kurzen:

„Was beliebt dem Herrn?“ trat sie einen Schritt zurück.

Der erste Liebhaber fühlte sich geschlagen und trat, etwas von „Zierpuppe, die schon kirre werden würde“ murmelnd seinerseits in die Reihe der höhnisch lächelnden Kollegen zurück.

Der Director wandte sich wieder zu den Ankömmlingen und meinte:

„Sie sind, Fräulein, allerdings, wie es im ersten Augenblick scheinen will, etwas zu jugendlich noch für eine „Fürstin Eboli“, indessen wird die Probe darüber entscheiden. Sie sind doch gleich dazu bereit?“

„Gewiß, bin ich das, es ist mir schon vorher brieflich angezeigt worden.“

„Und Sie, mein Fräulein?“ wandte sich der Director an die Dame, welche sich bis dahin schüchtern im Hintergrunde gehalten hatte, und sah mit mißtrauischen Blicken auf ihre ziemlich fadenscheinige Kleidung, sowie auf die verlegene Haltung; „Sie sind Fräulein Schnober, Anstandsdame? hm, zärtliche Mutter? so, so, und Characterspielerin? Sehr vielseitig, wie wir's brauchen, so eine Utilität, eine Darstellerin für Alles. Sie waren früher Soubrette?“

„Ja, Herr Director, und ich könnte auch in dieser Beziehung noch aushelfen, wenn es nöthig ist; für gewöhnlich habe ich mich aber entschlossen, mich auf genannte Gebiete zurückzuziehen.“

„Ich begreife nicht, wie uns der Theateragent eine Soubrette als Anstandsdame, zärtliche Mutter und Characterspielerin empfehlen kann,“ murkte die Directorin.

„Wenn die als Soubrette verwendet wird, mag ein Anderer hier Komiker werden,“ brummte der Vertreter der Komik.

„Es wird Zeit, daß wir die Probe beginnen,“ befahl der Director, „sonst kommt uns die Zeit der Vorstellung über den Hals. Wir halten die Probe gleich im Costüm. Für Sie, meine Damen, ist ein Kämmerchen in der Dachetage reservirt, Sie werden sich hoffentlich vertragen. A propos, Fräulein Schnober, verstehen Sie sich ein wenig auf die Schneiderei?“

„O so ziemlich,“ entgegnete diese mit einem Knix.

„Nun, das ist sehr gut, das Costüm der Eboli dürfte etwas zu weit für das Fräulein sein und es muß in aller Eile arrangirt werden. Sie werden das besorgen.“

„Zu Diensten, Herr Director.“

„Also, man mache sich bereit. In einer Viertelstunde beginnt die Probe, wer länger als eine halbe Stunde ausbleibt, hat Gegenabzug zu gewärtigen.“

„Abzug von der Gage, die man nicht ausgezahlt erhält,“ brummte der Komiker.“

„Auf Wiedersehen, schöne Fürstin,“ sagte der Darsteller des Don Carlos mit einer ziemlich plumpen Verneigung, wir werden schon noch gute Freunde werden, wenn wir erst ein Paar mal „Liebstens“ gespielt haben.“



Das junge Mädchen erwiderte darauf gar nichts, sondern ging mit ihrer Begleiterin nach dem Gasthause, von dessen erstem Stockwerk noch eine hölzerne Treppe in die Dachetage führte. Die Dienstmagd führte sie in eine Kammer, welche durch ein Paar lose zusammengesetzte Bretter, die die Thür vorstellten, vom übrigen Dachraum getrennt war. Oben an der schiefen Decke sah man die rohen Ziegeln. In der sonst ziemlich geräumigen Kammer stand ein einziges breites Bett mit nicht mehr jungfräulicher Wäsche, auf einem Schemel ein braunthöneres Waschbecken neben einem groben Handtuche, eine große Truhe, ein Tisch und ein halbzerbrochener Spiegel.

„Hier ist den Mamsells ihr Zimmer,“ sagte die Magd ziemlich geringschätzig, „wenn die Mamsells was brauchen sollten, mögen sie zu mir in den Garten kommen.“

„Können wir denn nichts zu essen bekommen?“ fragte das jüngere Fräulein.

„Butter, Brod und Käse, etwas Wurst?“

„Können wir denn nichts Warmes haben?“

„Warmes? Die Essenszeit ist vorüber, und der Kaffee auch. Außerdem ist auch die „Madame“ nicht zu Hause.“

„Die Madame, die Madame; es ist mir ganz egal, ob die Madame zu Hause ist oder nicht; ich habe noch nicht zu Mittag gegessen und das Fräulein auch nicht. Wir müssen uns restauriren. Wenn Sie also nichts vorrätzig haben, so kochen Sie oder braten Sie uns etwas.“

„Ich? Dazu bin ich nicht da, das ist der „Madame“ ihre Sache.“

„Nun, das scheint mir ein merkwürdiger Gasthof zu sein, wo die Gäste auf die Madame zu warten haben. Sie sind wohl noch nicht lange hier im Gasthose und wissen nicht, was in einem Gasthose Brauch ist?“

„Will mir die Mamsell etwa lehren, was ich zu thun habe? Da ist sie mir viel zu jung dazu. Ich bin lange genug hier, um zu wissen, daß das Comödiantenvoll stets sehr viel Hudelei macht und schließlich nichts bezahlt, sondern lieber durchbrennt und dem Wirth, ja sogar den armen Dienstboten die sauer erworbenen Groschen schuldig bleibt, versteht sie wohl Mamsell? Und nun, adieu, bedienen Sie sich selbst, ich habe Nöthigeres zu thun, als solches Voll zu bedienen.“

„Warten Sie einmal, schicken Sie wenigstens den Wirth heraus.“

„O, Sie denken wohl, das soll mich schrecken? Da gehen Sie

ganz fehlt, der ersetzt mir keinen Groschen, der lacht mich höchstens aus, wenn ich mich habe bereben lassen, den Leuten auf ihre guten Worte etwas zu borgen.“

„Wer spricht denn von Borgen? Was wollen Sie denn? Ich werde Ihnen ja gern geben, was Sie verlangen. Ich bin gewöhnt, daß man erst später bezahlt; wenn Sie aber hier am Orte vorher Zahlung verlangen, so werde ich der Gewohnheit Rechnung tragen. Wie viel bekommen Sie denn?“

„Nun jetzt noch nichts.“

„Warum dann klagen Sie, habe ich Sie beleidigt? Es sollte mir dieß sehr leid thun. Ich kenne mich noch nicht recht aus, weil ich zum ersten Male ganz allein in der Welt reise, aber beleidigen kann ich absichtlich ganz gewiß Niemanden. Sie sehen doch auch gar nicht so böse aus, warum schelten Sie denn mit mir?“

„Warum? ja, warum ... ich weiß nicht, ich bin hier so oft betrogen worden, und wenn man sich so sehr plagen muß, und man muß auch noch alte Eltern unterstützen ...“

„Sie Aermste, das thut mir ganz sehr leid, aber da müssen Sie es mich nur nicht entgelten lassen. Ich kann das doch nicht wissen, ich bin doch eben erst angekommen und habe nicht die geringste Ahnung.“

„Nein, nein, Sie können nichts dafür, das ist ja klar wie Sonnenlicht. Und jetzt, wo Sie den Hut mit dem Schleier abgelegt haben, da sehe ich erst Ihr Gesicht, und ich lass' mich todtschlagen, daß Sie keine Seele kränken und betrügen können. Nicht wahr, Sie vergessen mir mein grobes Wesen? unsereins hat so wenig Schule, weil man so arm ist.“

„Es ist Alles vergessen, Liebe, Sie haben traurige Erfahrungen gemacht, und Sie sind nun etwas verbittert. Das finde ich erklärlich, man muß nur deshalb nicht gleich Alle verdammen. Wenn ich nur jetzt gerade Viel übrig hätte, würde ich Ihnen gern Ihren Verlust ersetzen, aber eine Kleinigkeit will ich dazu beisteuern, vielleicht finden sich noch andere gute Menschen.“

„Nicht einen Pfennig, Fräulein, rief die Magd energisch, von Ihnen nicht, denn wer in solcher Gesellschaft reisen muß, der hat nichts übrig. O Fräulein, wie engelschön und gut Sie aussehen, es ist jammerschade um Sie. Aber Sie haben Hunger, ich werde gleich sehen, was ich Ihnen zubereiten kann. Sie sollen sehen, daß ich's wieder gut mache.“

Die Magd entfernte sich, das junge Mädchen aber setzte sich

auf einen Schemel und rief, indem sie ihr blondes Haupt mit ihren weißen runden Händchen umfaßte:

„O Gott, wohin bin ich gekommen.“

„Fräulein,“ rief die Aeltere, die bis dahin eine stumme Person gespielt, und trat auf ihre Gefährtin zu, „ich glaube auch, daß Sie in diese Gesellschaft nicht passen.“

„Ich glaube es selbst, und doch muß ich die Feuerprobe bestehen. Ach, meine liebe, gute Veronika, wenn Du mich hier sehen könntest. Und doch, wie gut ist es, daß Du mich nicht siehst; wie würde Dein armes Herz gekränkt werden, wenn Du wüßtest, wie es Deinem Clärchen geht. „Wir sind Proletarier geworden, sagtest Du, und müssen uns drein finden, so gut wie viele Millionen unserer Mitmenschen, die auch kein besseres Schicksal, aber doch den unendlichen Vortheil vor uns voraus haben, daß sie an ihre Lebenslage von Jugend auf gewöhnt.“

Die Thüre ward in diesem Augenblicke aufgerissen, ein Mann warf ein Bündel verstaubter Sachen auf den Fußboden und sagte:

„Hier ist das Kostüm“, worauf er sich wieder entfernte und sich nicht einmal die Mühe nahm, die Thüre wieder zuzumachen.

„Das Costüm?“ rief nun das junge Mädchen, ganz erstarrt auf das Bündel blickend; „das heißt hier Costüm?“

„Wir wollen es nur ansehen,“ meinte die Andere beschwichtigend, „die Leute sind auf der Reise. Ziehen Sie nur erst einmal Ihr Oberkleid aus, damit wir ungefähr sehen können, wie es paßt.“

„O ja, o ja, ich will es thun,“ hauchte das arme Opfer, „es ist ja die nothwendige Durchgangsperiode, wie mir Veronika es gleich vorher geschildert hat.“

Und so begann sie sich ihres silbergrauen Rippskleides zu entledigen, indefs die Andere das Bündel auseinandernahm und zunächst das Oberleibchen hervorsuchte. Da stand sie nun mit den blaffen weißen Armen und den entblößten Schultern und ließ sich ein Leibchen anlegen, das ebenso schmutzig wie viel zu weit war.

„Der Herr Director läßt nun ernstlich bitten,“ schrie draußen vor der Thür schon eine rohe Stimme, und mit Gewalt wurde diese Thüre aufgerissen.

Es war der Darsteller des Don Carlos, der in dem Zimmer erschien und, als er die schöne Mädchengestalt in dieser Situation überraschte, auch näher trat und schmunzelnd äußerte:

„Ah, das laß ich mir gefallen, das ist eine Eboli, wie sie sich ein Carlos gar nicht schöner wünschen kann; welch reizender Hals, was für schöne weiße Schultern, zum Küssen ...“

Und damit streckte der Unhold eine Hand, groß wie ein Fensterladen, aus, um das Mädchen zu umarmen.

„Fort, Unverschämter,“ schrie das Fräulein, indem sie sich in den Hintergrund zurückzog und sich mit einem Tuche verhüllte.

Das ältere Fräulein trat dazwischen und erklärte, daß sie gleich auf der Bühne erscheinen würden.

„Nun, wenn Sie heute nicht in Ihrer Rolle stecken bleiben,“ schrie der Darsteller des Don Carlos ganz erbozt, „dann will ich Hansmatz heißen.“

Als er fort war, wandte sich das geängstigte Mädchen an ihre Gefährtin und sagte entschiedenem Tones:

„Ich werde die Eboli nicht in diesem schmierigen Costüm, sondern in meinem eigenen weißen Kleide spielen. Hier ist ja mein Koffer, und hier ist mein Schlüssel, bitte, Liebe, geben Sie es mir heraus.“

Gehorsam beugte sich die Aeltere über den Koffer und arbeitete das weiße Kleid heraus, getraute sich jedoch, dem Fräulein zu bemerken, daß eine Prinzessin Eboli, eine so stolze und üppige spanische Fürstin, sehr schlecht zu einem weißen Kleide passe.

„Aber wohl besser zu einem solchen schmierigen Costüm? Bitte, liebes Fräulein Schnober, hefteln Sie mir das Kleid hinten zu.“

„Und das Kleid ist nicht einmal ausgeschnitten.“

„Wie kann ich mich in solcher Gesellschaft in einem ausgeschnittenen Kleide bewegen.“

„O, die Frau Directorin siegt damit stets, wie ich hörte; alle Welt lobt ihren schönen weißen Nacken und ihre Arme, die sie stets mit Bleiweiß glänzend macht.“

„Mag sie es thun, was geht mich's an. Aber jetzt kommen Sie.“

Die Beiden gingen nunmehr die Treppe hinunter und über den Saal, wo am Ende im kleinen Maßstabe die Bretter aufgeschlagen waren, die die Welt bedeuten sollen, die kläglich bleiben, selbst wenn sie aus Mahagoni und Ebenholz zusammengebaut werden, wenn das Genie fehlt, die aber, beherrscht von einem Genius, wie Shakspeare, mehr als die Welt bedeuten, die wir heutigen Tags zu sehen bekommen.

„Nun, Fräulein, Sie kommen viel zu spät,“ ruft der Director, „da müssen Sie sich bei mir anders einrichten. Und jetzt noch nicht einmal sind Sie in dem Costüm, in dem Sie spielen sollen?“

„Ich bin in dem Costüm, in dem ich spielen werde.“

„Im weißen Kleide? das ist ganz unmöglich. Ich habe Ihnen doch das Costüm hinaufgeschickt?“

„Das war mir aber viel zu schmutzig.“

„Ja, Fräulein, bei einer Hofbühne sind Sie hier nicht.“

„Und werden auch an keine kommen, bemerkte „Don Carlos“ giftig.

„Ich weiß, daß man an einer Hofbühne ein solches Gewand nicht anbieten würde, ich weiß aber auch, daß ich nirgends ein Ding anziehen werde, wie es mir heute hier präsentiert wurde.“

„Und ich habe in diesem Costüm Furore gemacht,“ rief die Directorin erbittert.

„Es kann sein, ich ziehe es aber nicht an.“

„Arroganz, Eitelkeit, Hochmuth, will was Bessres sein,“ tönte es aus den Reihen der hier Menschen darstellenden Künstler.

„Fügen muß sich hier Jedes,“ rief der Director.

„In allen guten Dingen ja, aber so ein Costüm ziehe ich nicht an.“

„Wir wollen doch erst sehen, wie das Fräulein spielt,“ mahnte der Darsteller des Herzog Alba.

„Ja, wir wollen anfangen,“ entschied der Director, das Andere wird sich finden.“

Und die Probe begann, und überall blieb Fräulein Clärchen Hernig stecken, weil sie die Eboli nach Schillers Werken und nicht nach der Bühnenbearbeitung einstudirt hatte. Und der Director stampfte wüthend und rief:

„Aber Fräulein, Sie wissen die Rolle auswendig, richten Sie sich nur nach dem Souffleur, was der anschlägt, sollen Sie sagen, das Andere haben wir gestrichen.“

„Was, Sie haben Schiller'sche Verse gestrichen, waren Ihnen die nicht gut genug?“

Ein lautschallendes Gelächter der Anwesenden war die Antwort auf diese naive Frage.

„Sie sollen sich nach dem Souffleur und nicht nach Schiller richten, Fräulein,“ entschied der Director.

„Aber ich kenne blos Schiller und nicht den Souffleur, weiß mich auch gar nicht nach ihm einzurichten.“

„Versuchen Sie's.“

„Ich kann nicht, er verwirrt mich.“

„Das ist blos im Anfang.“

„Nein, so kann ich nicht spielen. Auf meine Mitspielenden, auf das Publikum und auf den Souffleur kann ich zugleich nicht achten.“

„Aber es muß sein.“

„Nun, dann muß ich mich erst einzurichten suchen, für diesen Abend kann ich's nicht.“

„Es ist genug, ich sehe, ich muß die Eboli heute Abend spielen,“ rief die Frau Directorin. „Es ist eine wahre Schande, wenn sich Leute für schweres Geld engagiren lassen, ohne auch nur auf die Bühne gerochen zu haben.“

„Ich konnte nicht wissen, daß es hier einen andern Schiller giebt,“ bemerkte das Fräulein entschuldigend.

„Es ist kein anderer Schiller, als wie er auf allen großen Bühnen gespielt wird. Wenn man aber monatlich 25 Thaler Gage beansprucht, muß man das wissen als Schauspielerin,“ rief die zürnende Directorin. „Es ist aber nun genug, ich werde die Eboli selbst spielen.“

„Und wer spielt dann die Königin?“ fragte der Director, „sie ist zwar sehr zusammenstrichen, aber sie muß doch gespielt werden.“

„Die zusammengestrichene Königin könnte ich schon zur Genüge spielen, meinte das Fräulein Schnober.

„So, nun dann sind wir aus aller Verlegenheit,“ entschied die Directorin, froh, daß sie die Eboli wieder hatte.

„Aber Fräulein Schnober ist doch zu alt, um die junge Königin zu spielen,“ erinnerte der Director.

„Sie scheint aber eine gewandte Schauspielerin zu sein, und ich werde sie schon jugendlich herausputzen.“

„Dann mag für diesmal Fräulein Hernig sich mit der Rolle einer Hofdame begnügen, bis sie eingerichtet ist.“

„Bist Du toll, Mann,“ rief aber jetzt die Directorin, ihren Mann beiseite ziehend, Du mußt doch einsehen, daß diese Person gar nicht zu uns paßt. Läßt Du sie heute als Figurantin nur auftreten, bekommt ihr Contract Rechtskraft.“

„Das wird er so wie so, schon wegen des Agenten.“

„Ach was, unsere Leute werden Alle bezeugen, daß sie unbrauchbar ist.“

„Die Rückreise und die Herreise müßten wir ihr doch unter allen Umständen vergüten.“

„Nicht einen Pfennig, warum giebt sie sich für eine Schauspielerin aus, da sie doch keine ist?“

„Willst Du die Sache in Ordnung bringen?“

„Ich werde sie in Ordnung bringen. Fräulein, Ihre Mitwirkung ist heute unmöglich, Sie können sich zurückziehen, morgen werden wir das Weitere mit Ihnen abmachen. Was Sie heute verzehren, werden wir bezahlen.“



„Was ich verzehre, werde ich bezahlen, Frau Directorin. Adieu.“

Da Fräulein Schnober erklärte, sie könne die Königin nach dem Souffleur spielen und auch eine genügende Beweisprobe gab, so wurde vom weiteren Probiren abgesehen.

\* \* \*

Das junge Mädchen saß nach ihrer verunglückten Probe voller Thränen in ihrer Dachkammer und klagte:

„Ach, wenn ich doch nur gestorben wäre, und Du, meine gute Veronika, sammt Väterchen und Mütterchen hätten sich schon über meinen Tod getröstet. Es ist doch gar zu traurig und schlecht in dieser Welt eingerichtet. Wie haben die Leute bei unseren Auführungen meine Talente gerühmt und bis zum Himmel erhoben! Jetzt, wo ich sie zur Freude meiner Eltern verwerthen will, kann ich nicht einmal bei einer solchen herumziehenden Truppe, „Meerschweinchen“ nannte sie Julius, verwerthen und werde sogar noch von Zudringlichkeiten der ekelhaftesten Art bedroht. So ein roher, schmutziger Mensch mit einer Carfunkelnase will auch bei mir den ersten Liebhaber spielen. Man hat Veronika um meinetwillen ihr ganzes kostbares Pelzzeug im Angesicht des Winters versezt, das ich im Handumdrehen wieder zu verdienen dachte, und was wird sie nun sagen? Aber hier bleiben kann ich nicht, nein, hier bleiben kann ich nicht, Veronika, das würdest Du selbst sagen. Ach, wenn ich nur wieder bei Dir sein könnte, Du liebe gute Schwester. Ich bin zwar keine so kunstfertige Stickerin, wie Du zu meinem Erstaunen geworden, aber soviel, um Dir nicht zur Last zu fallen, verdiene ich doch gewiß, und dann habe ich wenigstens nicht nöthig, mich so von jedem Lumpen beschimpfen zu lassen. Wie können nur die Menschen so entarten, ach, sie sind wohl auch durchs Schicksal verwahrlost, sonst wären sie gewiß alle besser, man darf sie nicht verdammen, nein, man darf sie nicht verdammen, wer weiß, wie ich, wie viele Andere wären, hätte man sie auch so verwahrlost, wie jenen Menschen.“

Das Mädchen, welches unbewußt bei diesem Selbstgespräch in ihren Pocken herumgewühlt hatte, so daß sie jetzt endlos um ihr Gesicht herumflossen, wurde jetzt durch die Magd gestört, die ihr ein gebratenes Huhn aufstrug und dabei bemerkte:

„Dieß Huhn, Fräulein, habe ich ganz auf meine eigne Verantwortung Ihnen zugerichtet, und ob Sie mir's bezahlen oder

nicht, ist mir ganz gleichgültig, höchstens wäre es mir lieb, wenn Sie mir ein Billet geben, damit ich Sie heute kann spielen sehen.“

„Dieses Vergnügen, meine Gute, werden Sie wohl nie erleben, denn ich spiele bei dieser Gesellschaft, wie ich sie kennen gelernt habe, nun ganz gewiß nicht.“

„O, dann ist es mir noch lieber, als wenn ich Sie auf dem Theater sehen könnte. Ich habe sogar ein wenig deshalb geweint, weil ich es fühlte, daß Sie dahinein doch gar nicht passen können, in solches Lumpenvolk.“

„Meine Gute, das sind ja auch alles arme und zum Theil verunglückte, zum Theil verwahrloste Menschen. Man muß sich vorsehen, das wird mir immer klarer, aber man muß immer nachsichtig sein, nach Möglichkeit, weil wir doch nicht wissen, warum die Menschen so geworden, und ob doch nicht noch manches Gute bei ihnen zu finden ist. Sind wir doch auch nicht ohne Fehler, nicht wahr?“

„Nein, ohne Fehler sind wir nicht, obwohl ich schwören möchte, Fräulein, bei Ihnen ist kein falscher Blutstropfen zu finden.“

„O, falsch, glaube ich, kann ich nie sein.“

„Und dabei sind Sie so schön.“

„Und ich bin schön, wie die Leute sagen, und man liebt mich deshalb, und ich habe doch mit Nichts, mit gar nichts diese Schönheit verdient, während meine gute Schwester... aber sagen Sie, was bin ich schuldig für das Huhn, das mich recht erquicken wird.“

„Es wäre mir eine Freude, wenn das Fräulein es als ein kleines Präsent von einer armen aber ehrlichen Person annehmen wollte.“

„So, nun dann muß ich es auch so annehmen, es wird mir um so besser schmecken. Aber bis auf Weiteres nehmen Sie auch wenigstens meine Photographie. Ja so, ich habe sie nicht mehr seit langer Zeit. Aber hier, nehmen Sie dieß, da sind auch meine Eltern, mein Bruder, meine Schwester, ich reise nun doch einmal nach Hause. Ja, wollen Sie es haben?“

„Aber Fräulein, das Bild nehm' ich recht gern, nur das Medaillon nicht, wenn es auch nicht von ächtem Golde ist.“

„Nicht von ächtem Golde? Was denken Sie denn? warum soll es nicht ächt sein? Glauben Sie, mein Vater würde mir etwas Unächttes geben?“

„Verzeihung, Fräulein, aber dann kann ich es erst recht nicht annehmen, i Gott bewahre, das wäre ja Raub.“

„Und nun nehmen Sie's erst recht, oder ich werde böse.“

„Aber...“

„Rein aber, es ist Ihr Eigenthum, oder ich bezahle das Huhn.“

„So nehmen Sie wenigstens die Kette zurück, denn dann ist die auch ächtes Gold.“

„Ach ja, und wer weiß, wie ich's nöthig habe, ich dachte nicht daran.“

Das Eintreten des Fräulein Schnober unterbrach jetzt das Gespräch.

„Kommen Sie meine Liebe, wir haben hier ein Huhn, das wir zusammen verzehren werden.“

„Ich bringe hier eine Depesche mit, die Ihnen der Director zu übergeben vergaß. Armes Fräulein, Ihre Hoffnungen sind wohl hier ganz begraben, und das konnte mich beinahe um Thretwillen freuen. Ich, freilich, muß wohl bleiben, was will ich anfangen?“

Inzwischen las das Mädchen: „Wenn Du noch kein Engagement abgeschlossen, schließ nicht ab. Andere Verhältnisse eingetreten. Julius.“

„Wie es doch manchmal in der Welt so gut paßt, und manchmal will es wieder gar nicht passen. Lesen Sie nur; mein guter Bruder Julius, der gewiß Alles daran gesetzt hat, um unserem Schicksal eine bessere Wendung zu geben, schreibt mir, telegraphirt mir, kein Engagement anzunehmen, wo ich weder Lust noch Aussicht habe eins zu bekommen.“

„Wohl Ihnen, Sie reisen nach einer Stadt zurück, wo auch das einzige Wesen lebt, das ich auf dieser Welt noch lieben muß, weil es mein Vater ist, der mich verstieß, weil ich zur Bühne ging. Wenn Sie zurückkehren, thun Sie mir nur die einzige Liebe und erkundigen Sie sich, ob nicht ein Tischlermeister Schnober noch lebt, Adolph Schnober.“

„Nun freilich lebt der, er ist doch der Hauswirth meiner Eltern.“

„Und lebt er in guten Verhältnissen, mein Vater, sagen Sie es mir, ja, er muß nun halbwegs schwächlich werden, und wenn er mich auch recht lieblos von sich gestoßen, bin ich doch seine Tochter.“

„Haben Sie keine Sorge, Herr Schnober hat keine Noth.“

„Nun, dann ist's gut, seien Sie nur so freundlich und sagen Sie ihm, wie Sie seine Tochter gesehen und daß sie ihm nicht mehr zu schreiben sich getraue, da er so viele Briefe unbeantwortet gelassen.“

„Ja, das werde ich thun, und ins Gewissen werde ich dem alten Sün... o, ich vergesse, daß Sie seine Tochter sind. Aber hören Sie, Sie sind diejenige, die allein meine Collegin auf

meiner kurzen Rünfelerbahn geworden, und da ich nun nach Hause reise, und ich selbst, so gut wie Sie, eine kleine Anregung bedarf, um vieles Widerwärtige vor'm Schlafengehen wegzuschwemmen, wie mein Bruder Julius sagte, so wollen wir eine Flasche Wein trinken, so viel giebt's noch her, wie Julius sagt, wenn auch Veronika warnt. Also, eine Flasche Wein, und... ach da stehen Sie ja noch, wie heißen Sie denn?"

"Gertrud."

"Gut, Gertrud, eine Flasche Wein für einen Thaler; hier ist der Thaler. Edite, Bibite, sagte Julius immer, machen Sie schnell."

"Wenn einstmals Sie, wie's zu erwarten steht, in einem glücklichen Familienleben angekommen sind, werden Sie dann auch wohl der armen Hertha Schnober gedenken?"

"Ja, das werde ich, und wenn Hertha Schnober einmal an meine Thüre klopft und ich habe sie hereingelassen, dann darf sie mir nicht wieder fort, darauf können Sie Brief und Siegel nehmen. Aber es wird nicht wohl passiren, Sie dürfen nicht so viel drauf bauen. Mit meinem Heirathen wird's wohl lange, lange Wege haben. Erst mußte ich gründlich vergessen haben, ach, ganz und gar vergessen haben."

"Sie haben wohl schon einmal geliebt? unglücklich geliebt? O dann vergessen Sie, denn Derjenige, der Sie geliebt, hat kein Verdienst. So einen schönen blonden Mädchenkopf, mit solchen seelenvollen blauen Augen, zumal wenn er auf solch' einer reizenden Gestalt ruht, liebt alle Welt."

"Nein das ist wirklich reizend; bekomme ich hier in der elenden Dachkammer eines schlechten Gasthofs im Thüringer Walde eine Liebeserklärung von — leider nur einer Collegin vom schwächeren Geschlecht. Es ist die zweite übrigens, die ich so im ganz ernststen Tone vernehme. Aber hier ist Gertrud wieder mit Wein und Gläsern. Kommen Sie, Gertrud, Sie trinken einmal mit mir. Sie wollten mich zwar im Anfang gar nicht gern leiden, Sie grobsten mich förmlich an..."

"Ach, Fräulein, es war ja..."

"Es war, ehe ich Hut und Schleier abgenommen; das ist schon wieder eine Art Liebeserklärung. Ich bin so heiter, so glücklich, bei allem Unglück; Du wirst mir zürnen, meine liebe Veronica, nicht wahr, und mich dabei desto mehr lieben, weil Du mir alles nachsiehst, unter dem Vorwande, daß mich die Eltern verzogen haben, während Du mich doch selbst mehr verzogen hast, als die

Eltern alle beide zusammen. Nun, Gertrud, schlafe wohl und wecke uns morgen früh recht zeitig.“

„Wie es das Fräulein befehlen.“

„Sie haben also auch schon einmal früher eine innige Seelenverwandtschaft mit einem Manne gefühlt?“ fragte die Schauspielerin, die sich inzwischen an das Huhn mit Messer und Sabel herab bewegt hatte.

„Ja, ja, leider, leider,“ erwiderte Clärchen, „wenn man nur eine Einrichtung treffen könnte, daß ein junges Mädchen sich eine Zeit lang ihres Lebens freuen könnte, ehe ein Mann es wagen dürfte, sich ihm mit Liebesworten zu nähern. Sehen Sie, und ich war 16 Jahr und gottlos wie eine Heidin, und ungestüm wie ein Füllen, unähndig dabei und gedankenlos. Wir waren eben in einer Lustreise durch den Teutoburger... ich wollte sagen durch den Thüringer Wald begriffen, ich kletterte, es war bei Ruhla, tollkühn den steilsten Weg hinan, und wie sie mich angstvoll rufen, wende ich den Kopf zurück, werde schwindlig und stürze — unrettbar verloren — halb rückwärts den Pfad zurück. Ein kräftiger Arm aber umschlingt meinen Leib, drückt ihn mit Inbrunst gegen seine Brust und sagt: O, Engel — ich ein Engel: — Du mußt mein sein. Der gute junge Mann hatte ganz Recht, denn ich war sein, noch ehe er es sagte: sein schönes ins Herz dringendes Auge, seine freie Stirn, der unendliche Wohlklang seiner Stimme und der Druck seines männlich-kräftigen Armes hatten mich bewältigt, ich sag' es gleich. Regenwetter hielt uns in der Rudelsburg einen ganzen Tag lang gefangen. Da wurde von den Bergnütungsreisenden allerlei Kurzweil arrangirt, Pfänderspiel und Gesang und Tanz, ach die Herrlichkeit, die Herrlichkeit nahm kein Ende, und er war immer bei mir, und ewig bat er mich um meinen Namen und Wohnort, und ich neckte ihn und nannte ihm weder Name noch Wohnort, denn ich dachte, wenn er will, findet er das Alles ohne meine Hülfe. Am andern Tage gingen wir nach Ruhla, Sie wissen, wie schön es ist. Wir waren noch immer ganz ausgelassen und schoben Regel. Ich vergeß' es nie; ich war im Dunkel der uns umgebenden Buchen, und er trat an mich heran; er hatte mich gesucht und sagte:

„Wenn ich jemals ganz glücklich werden soll, müßten Sie dabei sein.“

Ich schwieg und dachte und fühlte viel.

„Sie schweigen?“ frug er schmerzlich.

„Weil ich mit Ihnen einverstanden bin,“ antwortete ich; und wir gingen hinaus, allein, zusammen, und schwatzten so Vieles zu-

sammen, daß ich mich wirklich fürchten möchte, mit dem lieben theuren Menschen zusammenzukommen. Er hat mich an dem Abend um ein Pfand, um ein Liebespfand; ich gab ihm ein Medaillon mit meiner Photographie, er wollte mir am andern Tage das Gegengeschenk geben. Und, siehe da, am andern Morgen früh werden wir herausgetrommelt, die unerbittlichen Familienmächte haben den Aufbruch beschlossen. Ich denke, er wird schon Deinen Spuren folgen, und reise ruhig mit ab. Nein, welche Angst und Sorge ich da empfunden, das kann ich gar nicht sagen, denn das übersteigt alles menschliche Ausdrucksvermögen. Er kam nicht, er wird auch niemals kommen, denn er kennt nur meinen Namen: Clärchen, und es giebt so viele Clärchen in der Welt.“

„Schrecklich, wenn Sie den Mann noch immer lieben.“

„Und warum denn sollt' ich ihn jetzt nicht mehr lieben?“

„Ah, weil Sie ihn jetzt nicht mehr kennen.“

„Sie meinen ich kenne ihn nicht, den Mann, dessen Bild so sicher in meinem Herzen ruht, wie mein Bild in dem Medaillon, das ich ihm gab?“

„Und sind doch fortgereist, ohne ihm eine Nachricht zukommen zu lassen?“

„Wie sollte ich ihm Nachricht zukommen lassen, ich bitte Sie? ich wußte weder seinen Namen, noch wo er übernachtete, ich hatte mit keinem Athenzuge daran gedacht, daß wir am andern Morgen getreunt werden könnten, da ich es als ganz selbstverständlich ansah, daß wir weiter zusammenreisen würden. Hatte ich Zeit und Gedanken zu fragen, was wir am andern Morgen unternehmen würden? Ebensoviel Zeit und Gedanken dazu hatte wohl auch er. Aber ich dachte, er würde uns folgen, sobald er unsere Abreise in Erfahrung bringen würde; wie oft, ach wie oft hab' ich den Blick zurückgewandt auf die vom grünen Wald begrenzte Straße, wie manchmal schlug mir das Herz stürmisch, zum Zerbrechen, wenn ich den Hufschlag der Pferde vernahm, wenn uns ein Wagen überholte. Er kam nicht, und wie sollen zwei Menschen sich suchen und finden in der großen, großen Welt, wenn sie nicht Namen noch Wohnort voneinander kennen?“

„Er hat Sie wohl auch schon längst vergessen,“ meinte die Schauspielerin, und Sie thun gut, es auch zu versuchen. Die Herren nehmen die Sachen nicht so ernst, wie wir mit unserem warmen Herzen, und wenn wir allzu anhänglich sind, werden wir ihnen sogar langweilig. Die Liebe zu einem Schauspieler hat mich auf diese Bretter geführt, hat mich mit meinem Vater entzweit und mich ein Leben führen lassen, wie ich es Keinem, nicht meinem



Feinden gönne. Ueberall zurückgesetzt, ausgebeutet, gebehmüthigt, in allen meinen Hoffnungen geknickt, rechts- und schutzlos der Bosheit und der Gemeinheit gegenüber, habe ich mein Theil Künstlerfahrt durchgemacht und sehe noch kein Ende. Und er, der mich verführt, mit Allem zu brechen, wo ist er? Ein Jahrzehnt ist vorübergegangen, ohne daß ich auch nur seinen Namen nennen hörte.“

„Sie Aermste, könnt' ich Sie nur mitnehmen in die Heimath, ich würde Sie mit Ihrem Vater versöhnen?“

„O, Fräulein, mit ihm? Das ist ein Beweis, daß Sie ihn wenig oder gar nicht kennen. Ihm fehlt das, was die Quelle meiner Leiden, das Herz, ja das fehlt ihm; wie könnte er sonst gleichgültig sein einziges Kind auf dem Meere des Lebens herum-schleudern lassen, ohne auch nur das Verlangen zu empfinden, von sein n Schicksalen zu hören.“

Während die beiden Mädchen, das ältere hartgeprüfte und geknickte und das jüngere mit der ganzen Lebensfreudigkeit der Jugend erfüllte, so ihre Lebenserinnerungen austauschten, hatten sie überhört, wie schwere, eilige Schritte sich über die Bodenflur bewegten, sie waren deshalb nicht wenig erschrocken, als die Thür abermals aufgerissen wurde und eine breitschulterige Gestalt im italienischen Räuberkostüm aus der klassischen Zeit des Räubertums mit Federbuschhut hereintrat und die Beiden andonnerte:

„Nun, es wird wohl hier eine Verschwörung gegen die Direction geplant. Sie fallen in eine Ordnungsstrafe, Fräulein Schnobern, wenn ich nicht gar den Contract darauf hin kündigen werde. Und Sie, Fräulein Herniger, könnten wenigstens etwas thun, um mich für den durch Ihre Unfähigkeit hervorgerufenen Schaden zu entschädigen, indem Sie als Hofdame im Gefolge der Königin erscheinen.“

Es war der Herr Director, der, furchtbar aufgeschminkt, in diesem Räuberkostüm den Marquis Bosa zu spielen gedachte.

„Ich werde gleich erscheinen, ich hatte die Vorstellung rein vergessen,“ entschuldigte sich Fräulein Schnober.

Die junge Dame aber trat in ihrem weißen Kleide und mit dem aufgelösten goldenen Haar auf den Director zu, ließ ihre großen blauen Augen gar hell ausblitzen und rief:

„Der Herr Director ist, wie ich höre, ehemals bei größeren Theatern gewesen, ist's nicht so?“

„Ja, es ist so, warum diese Frage hier?“

„Bei größeren Theatern kommen Herren und Damen zusammen, welche Lebensart kennen und auf sie halten, Ihnen kann daher

nicht unbekannt sein, was zur guten Lebensart gehört. Will mir nun der Herr Director sagen, wie er es mit den Sitten eines gebildeten Menschen vereinbaren kann, in eine Kammer zu Damen hereinzubringen, ehe ihm auf sein Anklopfen der Eintritt gestattet wird?"

"Nun, da hört wirklich Alles auf, untersteht sich so ein Bäckfisch, so eine kleine Kröte, dem Director mores lehren zu wollen. Sie fängt zeitig an, Ramsell."

Diese Worte wurden nicht vom Director gesprochen, denn dieser hatte die Zurechtweisung halbwegs als zutreffend gefunden und war deshalb ziemlich froh, daß ihm die Dazwischenkunft seiner gewichtigen Ehehälften gestattete, seine Verlegenheit im Dunkel der Dachflur zu verheimlichen.

Die Frau Directorin aber stand voll und breit in der Thür, eine stattliche Eboli, wie Schiller sich schwerlich jemals eine vorgestellt. Auf ihrem breiten, nicht unschönen, aber viel zu fetten Gesichte mit den roth bemalten Wangen erhob sich ein babylonischer Haarthurbau, von welchem kleine Schmachtlöcher herabfloßen; Rock und Leibchen stimmerten von goldenen und silbernen Borten der unächtesten Sorte, die überall da aufgenäht zu sein schienen, wo schadhafte Stellen zu verdecken waren. Das Leibchen war genügend tief ausgeschnitten, um den dicken fleischigen Hals, die breiten Schultern und den bleiweißgeschminkten Nacken bewundern zu lassen. Rechnet man noch hinzu, daß aus den kurzen Ärmeln zwei dicke Fettarme hervorlangten, so hatte man das Bild einer dicken Fleischersfrau, die sich zum Maskenball angeputzt. Das war das Bild, welches man bei dieser Gesellschaft von einer Prinzessin Eboli sich zu machen die Gewohnheit hatte, und wenn man jetzt von ihr auf die zierliche, anmuthige Gestalt des jungen Mädchens blickte, so wurde man sich des schneidenden Gegensatzes bewußt, der jedenfalls vorhin das Gelächter auf der Bühne veranlaßt hatte.

Das Fräulein sah auch die zürnende Directorin mit einem halb zagen, halb mißvergnügten Blicke und erwiderte:

"Ich sprach nicht mit Ihnen, Frau Schrötern, sondern mit Ihrem Gemahl, dem Director, und wenn dieser nicht für sich selbst sprechen kann, so mag er künftig doch lieber gleich seinen Dollmetsch schicken."

"Was? Sie kleine Gans wollen sogar mir gegenübertreten?"

"Madame, vergessen Sie sich nicht. Meinen Sie vielleicht, daß Sie für die 25 Thaler Monatsgage das Recht gekauft haben, mich in gemeiner Weise zu schimpfen?"

„Gemein? wer ist gemein? Kleine Canaille, untersteh' Dich nicht, sonst ... sonst ...“

Die Directorin erhob ihre dicken Arme und ballte die Fäuste Das Mädchen aber kreuzte die Arme auf dem Busen, sah das wüthende Weib fest an und sagte:

„Sonst? sonst? was wird denn sonst, Madame?“

„Sonst erhalten Sie eine Züchtigung, wie Sie noch keine erhalten haben, Sie Zierpuppe, Sie Naseweis, Sie dumme Gans, verstehen Sie mich?“

Das Fräulein Schober hielt es jetzt für die höchste Zeit, mit Bitten und guten Worten dazwischen zu treten, denn die Directorin, welche roth wie ein Truthahn geworden, war auf dem Punkte angekommen, wo sie gern zu Thätlichkeiten überging, und sie hatte auch bereits den Arm des Fräuleins ergriffen, den sie in der empfindlichsten Weise kniff.

Da trat ein neuer Kämpfer, oder vielmehr ein neuer Schimpfheld auf die Bühne, der Vertreter des Don Carlos.

„Recht so, Frau Directorin, zeigen Sie's dem ungezogenen, eingebildeten Dinge, dem wir wahrscheinlich zu gering sind, weil das Muttertöchterchen noch die paar Lumpen von zu Hause hat. Es wird sich zeigen, wie die Puppe in ein paar Monaten aussieht.“

„Sie gehen hinaus, Sie Elender ...“ rief Elärchen außer sich, indem Sie mit Mühe ihren Arm von den Griffen der Directorin losschüttelte.

„Was? ich ein Elender? na wart' Giftkröte, Dir will ich eins stecken,“ schrie der verschmähte Liebhaber, sich auf die Wehrlose stürzend und einen Faustschlag gegen ihr Gesicht führend.

Der Faustschlag traf aber die arme Schauspielerin, welche sich zwischen den Unhold und sein auserlesenes Opfer geworfen hatte, und traf sie so unglücklich, daß alsbald ein Blutstrom auf dem Gesichte hervorquoll.

„Hülfe, Mörder,“ schrie nun die Geschlagene mit einer Energie der Stimme, die man ihr gewiß vorher nicht zugetraut hätte.

„Was ist denn los?“ frug die Magd, die durch den Lärm herbeigezogen war.

„Diese Leute sind in unser Zimmer gedrungen und wollen durchaus nicht weichen. Hilf uns, liebe Gertrud.“

„Wollen nicht weichen? i das wäre doch spaßhaft. He, Musje, was macht er denn hier bei den Fräuleins in der Kammer. Und will nicht weichen? I, das müßte man doch wirklich sehen.“

Bei diesen Worten faßte die stämmige Magd den Don Carlos

hinten beim Genick, drehte ihn mit raschem Griff mit dem Gesicht gegen die Thüre und indem sie sich zur Beschleunigung der Bewegung eines ansehnlichen Fußes bediente, ließ sie ihn mit solcher Gewalt ins Dunkle hinausfliegen, daß er draußen sich überschoss und gefährlich im Gesicht zerschunden wurde. Darauf trat die handfeste Magd auf den weiblichen Dämon hin und sagte:

„Will die Madame wie der da 'nausfliegen, oder geht sie so?“

„Wie? was untersteht sie sich, Dienstperson!“

„O, mich kann sie schimpfen, wie sie will, die Madame, das ist mir ganz egal, es handelt sich bloß um das liebe Fräulein, daß die Ruhe hat; und Ruhe soll sie haben, versteht sie wohl, Madame, und sollt' ich sie an der Perrücke herausziehen. Wie das unanständig herumläuft, hier oben ganz bloß.“

Damit hatte die Magd die sich wehrende Directorin bei den nackten Schultern gefaßt, auf denen das Bleiweiß der Schminke mit dem Küchenruß sich zu der herrlichen Landesfarbe des Reichs „der Gottesfurcht und frommen Sitte“ vereinigte und schob sie ohne alle Umstände zur Thür hinaus, trotz des mörderlichen Schreiens, welches die Theaterdame erhob, da sie sich so lästig bei den Schultern erfaßt fühlte. Als sie sich aber so mit unwiderstehlicher Gewalt in den Gang versetzt sah, war dieser nicht mehr in Dunkel gehüllt und auch nicht mehr einsam, denn es war die buntschedig in ihren Costümen erscheinende Gesellschaft, der Wirth, der Hausknecht, die Wirthin und einiges Publikum erschienen, welches je nach Umständen ein Schauspiel unentgeltlich mit ansehen wollte, wenn nöthig, aber auch activ mit einzugreifen geneigt schien, während die beiden Bewehnerinnen des Kämmerchens nunmehr als Zuschauerinnen an der Zimmerschwelle erschienen.

Wer weiß, wie diese complicirte Scene sich endlich aufgelöst, wenn nicht die Aufmerksamkeit Aller sich einem jungen Manne zugewendet hätte, der durch die Gruppe brechend beide Arme nach dem Mädchen im weißen Kleide ausstreckte und mit einer ins Herz der Hörer dringenden leidenschaftlich bewegten Stimme ausrief:

„Clärchen, mein Clärchen, kennst Du mich?“

Aller Augen richteten sich alsbald auf das Mädchen, dessen engelhafte Schönheit nun in der That die höchste Bewunderung bei Allen, mit Ausnahme höchstens der beiden Geschlagenen erweckte. Wie sie da stand mit vorgebeugter Brust und die zusammengefalteten Hände ihrerseits dem jungen Mann entgegenrang und rief:

„Ach, bist Du es denn wirklich, ist's kein Traum, mein Freund, mein Retter, mein Trost?“

„Welch' ein Bild, der Sieg auf der nächsten Kunstausstellung

ist mein," rief ein junger, hochaufgeschossener Mann, der sich im Hintergrunde aufgehalten hatte.

Und in der That war es ein seltsam ergreifendes Bild. Oben über den Versammelten die rohen Balken und Ziegeln des Dachbodens, romantisch beleuchtet von einigen Talglöchtern und Delampen, dazu die als Ritter, Pfaffen und Hofdamen gekleideten Comödianten, die verdutzten Gesichter des übrigen Publikums, und in der Mitte die beiden jungen Leute, die auf eine fast wunderbar erscheinende Weise sich zufällig in der großen Welt wieder zusammengefunden hatten und jetzt, wo sie einander in den Armen lagen, auf einen Augenblick diese große Welt auch gänzlich vergessen hatten.

Der Maler aber — denn er war es, der seine Bewunderung über diese Scene aus dem vielgestaltigen Leben der Menschheit befundet hatte — der Maler fühlte, daß hier ein Geist das lösende Wort sprechen müßte, und so wandte er sich an die gaffende Gesellschaft mit den Worten:

„Nun, verehrte Anwesende, ich meine, wir sind hier gänzlich überflüssig geworden. Was auch geschehen sein mag, und Blut ist geflossen, wie ich an jenem Fräulein bemerke, die mich lebhaft an meinen Haustyrann Schnober erinnert, lassen Sie uns im Angesicht eines ergreifenden Schauspiels, des Wiedersehens zweier Menschen, die für einander geschaffen waren, allgemeine, unumschränkte gegenseitige Amnestie eintreten, und feiern wir diese bei einem Fäßchen... ich will sagen: bei einem Fasse des besten Bieres, das in diesem vermale... ich sage: diesem malerisch gelegenen Neste aufzutreiben. Auf das Fäßchen folgt eine Bowle, und was den Imbiß anbelangt, nach dem vor allen Dingen jetzt mein Magen knurrt, so wird der Wirth unser Vertrauen zu rechtfertigen wissen.“

„Aber meine Vorstellung, der Don Carlos, Himmelsadernent, die ganze Einnahme geht mir futsch. Das kommt von Euren Geschichten. Wollt Ihr jetzt wohl kommen, das ganze Publikum läuft mir davon, ich bin ruinirt, die heutige Vorstellung muß mich herausreißen.“

„Ich kann heute nicht spielen, ich bin ganz ruinirt," rief die Directorin.

„Ich kann auch nicht spielen," brummte der ganz zerkratzte Don Carlos, der in die Bohnenstangen gefallen war.

„Keine Seele von Publikum ist da, was nicht hier oben steht," bemerkte der Souffleur, „als ich aus meinem Kasten kroch, war keine Maus im ganzen Saale zu sehen.“

„So bin ich ruinirt, Herr Wirth, Sie müssen Nachsicht haben,“ erklärte der Director.

„Und ich bin beschimpft, beschimpft von der Magd des Hauses,“ rief die Directorin, indem sie mit einem Tuche ihre Achseln zu putzen suchte und dadurch die preussischen Landesfarben nur desto inniger zur bekannten Schmutzfarbe verehelichte.

„Lassen Sie's gut sein, Frau Directorin,“ meinte der Künstler auf sie zutretend, „erlauben Sie, das ist ein Fleck ganz äußerlicher Natur, den wir ganz schnell von dem Schnee der Schultern entfernt haben werden.“

„So eine Person,“ eiferte die Directorin halb besänftigt.

„Ja, es ist gewiß, wenn ich Sie so sehe, denke ich gleich an die majestätische Juno, an die stolze Gemahlin des höchsten Vaters der himmlischen Götter. Wissen Sie was, Herr Director, Ihren Schaden wollen wir nicht, vielleicht spielen sie uns ein Lustspielchen später. Wie viel meinen Sie, daß Sie heute an Einnahme einbüßen?“

„Wenn ich nur eine mäßig besuchte Vorstellung annehme, 60 Personen auf dem ersten, 200 auf dem zweiten Platz, 30 Thaler gewiß.“

„Wir werden die 30 Thaler auf dem Altar des Vaterlandes erlegen, damit Sie nicht zu Schaden kommen. Herr Wirth, lassen Sie auftragen, was Küche und Keller vermag. Den Saal räumen wir selbst zurecht, meine geehrten Herrschaften, Sie alle sind unsere Gäste, Frau Directorin, Ihren Arm.“

Die Gesellschaft folgte unterschiedslos der Einladung des Malers und machte sich im Saale so bequem wie möglich.

Nur zwei Wesen waren oben geblieben, die von der ganzen übrigen Welt schon längst nichts mehr wußten. Sie hielten sich mit beiden Händen und blickten einander in die Augen.

„Bist Du es, hab' ich Dich endlich, kleiner Deserteur, den ich fesseln werde. Wo in aller Welt hast Du Dich so lange herumgetrieben?“

„Ungetreuer Ritter, der lieber bis in den Morgen hineinschläft, statt Abschied zu nehmen bei einer Trennung von so viel Jahren.“

„Aber wo warst Du hin?“

„Wo warst Du geblieben?“

„Ach, Elärchen, ich war wie vom Donner gerührt, als ich von Eurer Abreise hörte. Und kein Zeichen, keine Zeile von Dir?“

„Wem sollt' ich sie geben? ich hatte keinen Menschen und kannte Deinen Namen nicht. Kannte ich Deinen Namen, ah, dann war's anders. Und ich habe mich immer nach Dir umgesehen!“



„Und ich habe Deine Spuren verfolgt, bis mich die Aukunft der Leute auf Fehlwegen brachte. Glaube mir, Clärchen, lieber will ich gar nicht mehr leben, als hinleben so in Sehnsucht nach Dir.“

„Aber wie hast Du mich endlich gefunden?“

„Wie ich Dich gefunden? Ja, wie habe ich Dich gefunden. Es ist mir selbst noch wie ein Märchen. Also ein Maler, bei dem ich mich für meine Tante malen lassen mußte, hatte Deine Photographie.“

„Wie? meine Photographie? ein Maler?“

„Ach nein, siehst Du, ich bin noch ganz verwirrt. Der Maler hat Deine Photographie von mir erhalten.“

„Wie? Du hast meine Photographie weggegeben, einem Maler?“

„Warte nur; ja, sieh, jetzt hab' ich's. Der Maler hat einen Vater gehabt.“

„Nein, so etwas!“

„Ja, und der Maler hat Euch, oder vielmehr der Vater des Malers, der auch wieder Maler wurde, wie sein Sohn...“

„Der Vater folgte dem Berufe des Sohnes, das war gewiß ein folgsamer Vater.“

„Ach Clärchen, wenn mich Dein schalkhafter Blick nicht so bezauberte, könnte ich wirklich böse werden. Aber wenn Du mich noch einmal so höhnst, erzähle ich Dir kein Wörtchen davon, wie ich Dich gefunden.“

„Das wäre grausam. Nein, sieh', ich bin still wie ein Mäuschen und gefügig wie ein Ohrwürmchen.“

„Nun gut. Der Vater des Malers hatte Deine ganze Familie, in einem großen Familiengemälde zusammengefaßt, porträtiert, Du weißt ja, das Bild, welches später abphotographirt und von Dir damals im Medaillon getragen wurde. Von diesem Gemälde finde ich in der Mappe des Malers eine Skizze, als ich, bis er mit seinen Vorbereitungen fertig, darin herumblättere. Wie vom Donner gerührt steh ich da, gänzlich außer Stande, in diesem Augenblicke, der mir die weit und breit vergeblich gesuchte Geliebte, die bereits so oft als auf ewig verloren Beweinte so erschreckend nahe rückt, den Sturm meiner Gefühle und Gedanken zu beherrschen. Da tritt der Maler hinter mich und sagt: Ein interessantes Familienbild, halb sieht es aus, als wäre es Phantasie des Künstlers, halb scheint es nach dem Leben von einer wirklich existirenden Familie, abgenommen zu sein.“

„Nun freilich ist das von einer Familie, die existirt,“ rufe ich,

plötzlich wieder wie mit kaltem Wasser übergossen. Wer hat denn diese Skizze gezeichnet?"

"Die rührt von meinem Vater."

"Und Ihr Vater? Wo ist er?"

"Im Grabe, im Grabe."

"Ja, wissen Sie nicht, wem er da vor etwa 10 Jahren gemalt hat?"

"Vor zehn Jahren machte er eine „Geniereise“, wie er sich ausdrückte, ja, richtig, er hat mir die Geschichte von dem Bilde erzählt, als er mir die Skizze zeigte."

"Und wie nannte er die Familie?"

"Ei, wie soll ich mir so etwas 10 Jahre lang merken, werde ich doch schwerlich jemals etwas mit ihr zu thun haben."

"Aber ich, Herr, ich muß etwas mehr davon wissen, denn mein Glück, mein Leben hängt davon ab. Es sind vielleicht Briefe, Aufzeichnungen, Rechnungen vorhanden, vielleicht hat der Eine oder Andere seiner Freunde die Geschichte des Bildes auch gehört und sich zufällig den Namen gemerkt. Scheuen Sie keine Mühe, ich gebe Ihnen tausend Thaler, ich gebe Ihnen mehr, wenn Sie mir nur den Namen bringen."

"Tausend Thaler!" rief das Mädchen händeklatschend, „tausend Thaler geben Sie schon für meinen bloßen Namen, was bin ich denn dann selbst werth? Schade, daß die Frau Directorin es nicht gehört hat, die und eine Monatsgage von 25 Thalern noch viel zu hoch angesetzt. Aber nun, wie heißen Sie denn, damit ich es wenigstens weiß, wenn wir uns wieder verlieren sollten, denn dann wäre die Reihe an mir, Sie zu suchen, und ich habe keine tausend Thaler daran zu wenden, denn ich bin seit der Zeit, daß wir uns nicht gesehen, ein ganz armes Mädchen geworden, so arm, daß ich im Begriff stand, mir meinen Lebensunterhalt auf dem Theater zu verdienen. Veronika sagte mir, daß ich als dramatische Sängerin vor allen Dingen auch gut spielen müßte und daß ich das nur in der Praxis einer kleinen Bühne schnell und wirksam lernen könnte, wobei ich mich auch noch an das Lampenlicht gewöhnen würde. Sie hatte mir wohl gesagt, daß ich da sehr enttäuscht werden würde, aber so schrecklich, wie es in Wirklichkeit ist, hätte ich es doch nicht geglaubt."

"Ja, es sind die schlimmsten, die beklagenswerthesten Proletarier, diese Proletarier der Kunst; das Beste was sie haben, ist ihr Humor, sind ihre Illusionen. Um aber Deine nach so schlimmen Erfahrungen sehr berechnigte Neugier zu befriedigen, wisse, daß ich Rudolph Frenzel heiße, meines Zeichens unbezahlter Assessor in

Igl. preußischen Diensten war und jetzt die Befugnisse eines Sachwalters oder Rechtsvertreters innehatte, aber glücklicher Weise so reich bin, daß ich weder nach der Schablone Recht zu sprechen, noch in der großen Staatsmaschine als Radzacke und auch nicht als Advokat in allen möglichen Rechtshändeln die Leute zu chicaniren und auszubeuten brauche. Nachdem ich der Sorge um Dich, die mich bis jetzt gänzlich von allem anderen Streben abgezogen, ledig, werde ich nun Muße haben, darüber nachzudenken, wie ich am Besten meine Arbeitskraft zum Besten meiner Mitmenschen verwerthen kann, damit einstmals meine Kinder, unsere Kinder, Clärchen, nicht das kurze Wort als meine Denkschrift passend finden: Er ward geboren, nahm ein Weib und starb, denn um den „heiligen Krieg“ habe ich mich herumgedrückt wie ein Knicker um eine Sammelbüchse, einen „Helden“ bekommst Du also nicht, wohl aber einen Mann, der für seine Interessen, für seine Ideen kämpft und dabei weder einen Fürsten, noch einen Teufel fürchtet. Bist Du damit zufrieden, Clärchen, oder möchtest Du lieber einen Offizier.“

„Ich glaube, ich würde mit Dir zufrieden sein, selbst wenn Du Offizier wärst, obwohl meine gute Veronika sagt, die Offiziere wären die wissenschaftlichen Schlächter, die in ihrem Stolze sich nur mit der Menschenschlacht kunst befassen.“

„Deine Schwester Veronika, liebes Clärchen, wird recht unglücklich werden, wenn sie solche Ideen hegt, denn in den Kreisen, in denen sie liebt, sind solche Ansichten Kezerei, ja, halbe Gotteslästerung. Der Maler, freilich, der mich zu Dir geleitet, scheint sie gerade darum so feurig zu verehren.“

„Ja, der Maler, der Maler. Wie hat nun der Maler herausbekommen, daß ich als angehende Schauspielerin und Sängerin in diesem Städtchen auf einen Tag verweilen würde?“

„Ja, siehst Du, das ist nun wunderbar einfach gewesen. Der Maler wird durch die Wohnungsnoth in eine Vorstadtwohnung gedrängt, die sich gerade einen Stock über der Wohnung Deiner Eltern befindet. Dort begegnet er wiederholt Deine Schwester auf der Treppe, verliebt sich in sie, wie ich mich in Dich, und erblickt bei einem Besuche das Familienbild, von dem er die Skizzen in seines Vaters Nachlaß bekommen. Von Deinem Bruder, der sich, bevor er verhaftet wurde...“

„Mein Bruder verhaftet? um Gotteswillen, was ist denn geschehen? warum sagen Sie mir das jetzt erst, o Gott, meine armen Eltern. Sieht es denn keinen Zug aus dem Becher des

Glücks, dem nicht eine Beimischung von Wermuth folgte? Was ist's mit Julius? O, sprechen Sie doch!"

"Bin ich doch ein unvorsichtiger Schwäger, Sie sollten davon erst in der Heimath erfahren, und nun pläze ich heraus, wie ein Tölpel."

"Aber so sprechen Sie nur, was ist denn vorgefallen?"

"Ja, wenn ich's wüßte; man hat mir's erzählt, doch meine Gedanken waren wo ganz anders, aber der Maler weiß es ganz genau, der wird es uns morgen auf der Rückreise erzählen."

"Morgen, auf der Rückreise? Sofort werde ich abreisen."

"Fräulein, in der Nacht!"

"Meinen Sie, daß ich einige Ruhe in der Nacht haben könnte, wenn ich meine Lieben so in Angst und Sorge weiß."

"Sie können doch nichts ändern."

"Nein, aber ihre Sorgen theilen."

"Und ihren Kummer vermehren."

"Gehen Sie, Sie sind gefühllos."

"Ja, ich bin gefühllos, weil ich verständig bin, aber ich kann aus Gefühl auch unverständlich sein. Machen Sie sich fertig zur Reise, Fräulein, ich werde das Nöthige besorgen."

"Und Du bist mir nun böse, Rudolph?"

"Herr Gott, ja, ich bin böse und mit vollem Rechte, wenn ich weiß, daß ich Recht habe und doch nach der gegentheiligen Ansicht handeln muß."

"Ich würde Dir gern in Allem nachgeben, aber in diesem Falle..."

"Kannst Du nicht, das weiß ich schon; und so wird es immer heißen."

"Ich will Dich auch nicht um meinetwillen um das Vergnügen bringen, in angenehmer Gesellschaft heute Nacht hierzu bleiben."

"Nein, das möchtest Du um alles in der Welt auch nicht, Du würdest in aller Seelenruhe allein fortreisen und mir es überlassen, ob ich nicht aus Sorge und Anhänglichkeit für Dich in ein andres Coupé steige und heimlich doch mit fahre."

"So, nun ist es gut, ich werde warten bis morgen."

"Und ich nehme es nun nicht mehr an, und wenn Du nicht mitfährst fahr' ich allein."

"Bardon, wenn ich störe," bat in diesem Momente der Maler, der die Treppe herauf gekommen war und sich in bescheidener Entfernung hielt: "Die ganze Gesellschaft unten brennt darauf, das edle Paar als gütige Festgeber zu begrüßen. Ich habe sofort

einen Festprolog von 24 Zeilen schreiben müssen, um Sie vor der Gefahr zu retten, einen solchen von 16 achtzeiligen Stanzas zu hören. Nach dem Prolog kommt das Lustspiel: „Dir wie mir“, wo der Herr Director und die Frau Directorin die Hauptrolle spielen.“

„Nun, so komm, mein liebes, herziges Trozköpfchen, wir wollen den armen Leuten die Freude nicht verderben. Nicht wahr, Herr Frohner, jetzt eilt's nicht mehr, daß wir hinkommen?“

„Es eilt nicht mehr, denn dort weist ein Mädchen, daß alle Ereignisse mit einer großen Seele übersteht...“

„Beronika,“ rief das Fräulein, und schaute dem Maler hellleuchtend mit ihren blauen Augen ins Angesicht.

„Ja, Beronika, und dabei ein Freund, wie er im Buche steht, der sich rächen wird wegen der Niederlage, die er durch böses Mißgeschick trotz seines großen Geschicks erlitten. Ach, es giebt Menschen unter den Menschen, die einen darüber trösten, daß man Mensch ist.“

„Der Teufel hole Sie mit Ihren Epigrammen, Herr Frohner, Sie haben eine Art sich auszudrücken, die Andere fast verlegen könnte.“

„Ei nun, es ist wahr, und die Bösen ärgern sich und die Guten freuen sich darüber.“

„Und Du bist gut, mein Rudolph, Du kannst getrost Dich den Besten an die Seite stellen. Als ich, im Begriff, vom steilen Pfad erschreckt zurückzufallen, von Deinem kräftigen Arm umschlungen ward, da war mir's, als würfe mich das Schicksal gewaltsam in mein Glück, und wenn Du auch nicht ganz so gut bist, als ich dachte...“

„Nicht so gut?“

„Nein, besser, denn Du bist auch gut gegenüber meinen Schwächen.“

„Das wird sich auch so gehören,“ erklärte der Maler, „denn wenn Ihr Fräulein Schwester Jemandem etwas sagt, und er hat vorher eine andere Meinung gehabt, dann argwöhnt er gleich, daß er Unrecht haben möchte.“

„Und also gehen wir hinunter in den Saal?“

„Wir gehen hinunter.“

Große feierliche Begrüßung fand unten in dem Theatersaale statt. Das bleiche Gespenst der Noth und Sorge, das stets die unedlen Leidenschaften der Menschen in einem gereizten Zustande erhält, war verschwunden, und die in diesen Kreisen fast immer

auf dem Grunde der Seele bleibende ideale Gemüthslage kam zu ihrem Rechte. Don Carlos bat mit seinem zerschundenen Gesichte bald bitterlich weinend um Entschuldigung, die Frau Directorin, die ihre Schultern von den zu engvermischten preussischen Landesfarben gesäubert, spielte, nachdem Herzog Alba den Prolog des Malers dellamirt, mit wirklicher Kunstfertigkeit im Lustspiel „Dir wie mir“, und schließlich sang Clärchen, um Allen gerecht zu werden, jenes Lied von Geibel, der sich so gut stets auf die Liebe und so schlecht stets auf die Politik verstand:

„Und bist du fern, und bist du weit,  
Und zürst noch immer mir?  
Ach, Tag und Nacht, in Traurigkeit,  
War all' mein Sinn bei dir;  
Ich denk' an deine Augen blau  
Und an dein Herz dazu,  
Ach, Keine, Keine find' ich ja,  
Die so mich liebt wie du!“

Ja, das war Kunst, und wunderbar ergriff das Lied die ganze versammelte Gesellschaft, zumal als in schmelzenden Tönen die Sängerin zu der Stelle kam:

„O böser Tag, o böse Stund',  
Die uns für immer schied,  
Da ist aus meines Herzens Grund'  
Geschwunden Freud' und Fried'.“

Don Carlos wollte sich entschuldigen, die Directorin gab eine Ehrenerklärung in bester Form, der glückliche „Liebhaber“, wie es in der Bühnensprache heißt, „stiftete“ dem geprüften Director 14 Tage sicheres Leben, und so war der Abend zu Ende.

Das in ihrer ganzen Lebensmeinung geknickte Fräulein Schnober, das sich an das Fräulein mit tausend Kletten gekettet fühlte, reiste am andern Morgen mit ab, und Gertrud, die Magd, erklärte sich gern bereit, sobald ihr Contract abgelaufen, zu dem „lieben Fräulein“ in die Residenz zu ziehen.

Am andern Morgen früh traten der unbezahlte Assessor in preussischen Diensten, Rudolph Frenzel, und seine Braut, der Maler und Fräulein Schnober die Rückreise nach der Residenz an. Die romantische Geschichte des Abends aber sorgte dafür, daß das Publikum die Vorstellungen des Director Schröter mit großem Eifer besuchte.



Wie hatten sich inzwischen die Ereignisse in der Residenz gewendet?

Am Nachmittag des verhängnißvollen Tages, am Montag, war der Schreiber in einer bei ihm nie gesehenen Toilette unten an der Thüre der dritten Etage erschienen und hatte Herrn Hernig zu sprechen verlangt.

Der Kaufmann befand sich in einer sichtlich höchst erregten Stimmung, es waren ihm doch einige Erscheinungen in seinem Haushalt ganz merkwürdig aufgefallen, und als er den Schreiber erblickte, stiegen ihm alte Erinnerungen in der Seele auf:

„Sie waren Sachwaltersgehülfe bei Herrn Schrader,“ frug er gleich.

„Ja, der war ich,“ erklärte der Schreiber, „gerade in der Zeit, die bei Ihnen die interessanteste war. Sie fielen damals ganz gehörig 'nein, und es war gar nicht Ihre Schuld.“

„Ich habe aber dabei Alles, was ich besaß, zugesetzt und stehe da als Bankerotteur und, meines Zeichens: ein Bettler.“

„So sagen Sie, Herr Hernig, und müssen doch wissen, daß nicht gegen Sie allein die nothwendige Reaction, die gleicher Zeit einen revolutionären Kern hat, eingetreten ist, eintreten konnte, sondern daß Sie ergriffen worden vom rückwärtschreitenden Strom, der nichts verschont, der mitnimmt Diejenigen, die da glaubten, die Zeit zu bemeistern auf reellem Wege, wie Diejenigen, die es auf schwindelhaftem Wege zu erreichen gedachten. Aber Herr Hernig, verzeihen Sie es einem Ihnen unbekanntem Beobachter und Beurtheiler, wenn er Ihnen die Wahrheit sagt; Sie sind in Ihrem Vorgehen auch von der Ansicht ausgegangen, daß es noch lange so fortgehen würde, wie es bis jetzt gegangen. Und so haben Sie das Mene tekel nicht beachtet, das auch an Ihre Thüre geschrieben stand. Sie geben sich auch heute noch Illusionen hin. Es ist wohl dreißt von mir, daß ich Ihnen das sage?“

„Ja, mein Herr, ich möchte Sie bitten, daß Sie etwas mehr zur Sache sprächen!“

„Kann geschehen. Sie sehen jetzt eine Reihe von Leuten vor sich, die Ihnen zu bezahlen haben, und die doch meistens gänzlich zahlungsunfähig sind. Was wollen Sie mit diesen Leuten machen? Dagegen haben Sie, wenn mich meine Ahnung nicht trügt, Mittel genug, um Vieles, sehr Vieles abwarten zu können. Ich war doch damals Advokatenschreiber, klar gesagt, und bei dem Advokaten haben Sie unter Andern eine Versicherung Ihres Lebens dellarirt, welche es Ihnen ermöglichen muß, heute, wo Sie es brauchen, über eine Summe Geldes zu disponiren.“

„Sie glauben ... ja, es ist mir dunkel erinnerlich ... ich habe mein Leben bei verschiedenen Gesellschaften versichert, aber ich erinnere mich nicht, diese Papiere vorgefunden zu haben.“

„Sie hatten diese Summen den Ihrigen zugebacht, Sie wollten auch durch Ihren Tod noch etwas für die Ihrigen herausschlagen.“

„Ja, das wollte ich, das habe ich für meine Pflicht gehalten.“

„Sie würden für diese Versicherungen von den Gesellschaften, wenn sie ihnen den Rücklauf anbieten, gewiß ein hübsches Gebot erzielen.“

„Das ist möglich, aber das ist nicht meine Sache, denn das ist ein Geschenk, welches ich meinen Kindern und meiner Frau für die Zeit meines Ablebens machte.“

„Ganz recht, aber außergewöhnliche Umstände ...“

„Geben mir nicht das Recht, Anderer Eigenthum seinem Zwecke zu entfremden.“

„Und der Zweck war, den Ihrigen selbst nach Ihrem Tode auf alle Fälle ein Kapital zu sichern.“

„So ist es, mein Herr.“

„Und wenn Sie selbst das Kapital zu dringlichsten Zwecken, zum Leben brauchen, muß es dennoch da bleiben, wo es ist?“

„Gewiß, meine Kinder sind Nachkommen eines Kapitalisten und müssen das nach meinem Tode auch bleiben.“

„Es ist merkwürdig, Herr Fernig, wie sich aus zufälligen Umständen die Menschen immer etwas Nothwendiges herausrechnen. Wären Sie ein ganz gedankenloser Zahlenmensch und herzloser Speculant, so würde es mich nicht wundern, aber Sie haben klare Einsichten in das Wesen der Kapitalbildung, Sie erkennen die künstlichen und ungesunden Zustände, welche die Speculation erzeugt, Sie sind überzeugt, daß unsere Creditverhältnisse einer totalen finanziellen Revolution entgegengehen, von der unsere heutigen „Krach's“ nur die Vorboten sind, und doch betrachten Sie die Leute, welche Kapital besitzen, als einen besonderen Stand bildend, sind der Ueberzeugung, daß Ihre Kinder demselben Stand erhalten bleiben müssen, ist es nicht so?“

„Selbstverständlich, und Sie begreifen es nicht, weil Sie dem Stande nicht angehören, und auch keine Kinder besitzen.“

„Dann ist es aber nur die zärtliche Vaterliebe und kein vernünftiger Grund, der solche Ansichten bei Ihnen hat entstehen lassen.“

„Es ist auch ein ganz vernünftiger Grund, mein Herr Frager; meinen Sie nicht, wenn Sie meine Kinder kennen, daß diese es werth und würdig sind, im vermögenden Stande zu verbleiben?“

„Die Ihrigen sind es, soweit ich sie kenne, weil ich weiß, daß sie ihre begünstigte Stellung nicht zur rücksichtslosen Ausbeutung und Unterdrückung Anderer benutzen werden. Aber ist es bei Allen der Fall? Werden nicht Viele von Denjenigen, die Reichthum erben, nur deshalb unnütze und gemeinschädliche Geschöpfe, weil sie Reichthum erben oder sich bewußt waren, daß sie einstmals Reichthum besitzen würden? Werden nicht Viele unglücklich, blos deshalb weil sie reich wurden?“

„Ganz wahr, mein Herr, und ich kenne in dieser Beziehung jedenfalls zahlreichere Beispiele, als Sie. Aber Sie übersehen Eines und das besteht darin, daß das Glück des Menschen hauptsächlich davon abhängt, nicht in eine niedere Lebenslage hinabgedrückt zu werden, als in welcher er erzogen und großgewachsen ist. Das Kind des Kapitalisten würde unglücklicher sein, als das Kind des Armen, aus dem einfachen Grunde, weil es Bedürfnisse hat, die jenes nicht, wenigstens nicht in demselben Maße hat.“

„Und deshalb muß fortwährend darnach getrachtet werden, den zufälligen Privatbesitz zu vermehren?“

„Ja, das muß sein, weil nach den Zeitverhältnissen die Sicherheit des Besitzes hauptsächlich durch die Größe des Besitzes garantirt wird. Je größer ein Besitz, je größer die Sicherheit, daß er allen Verhältnissen gegenüber sich halten kann.“

„Und dieser Drang nach Vermehrung, der bei Ihnen ein Drang zur Sicherstellung ist, führt gerade erst recht häufig zur Gefährdung des Besitzes. Ach, mein Herr, es ist immer so gewesen, und alles Elend der Menschen ist dadurch herbeigeführt worden. Sie gehören dem Stande an, der mehr als irgend ein Anderer das Seinige gethan hat, um den Adel und seine Vorrechte zu vernichten. Die Adligen standen wahrhaftig auf einer anderen, aber idealeren Weltanschauung; sie glaubten, daß edleres Blut in den Adern ihrer Genossen flösse, sie gründeten darauf ihre Ansprüche an Bevorzugung, sie hielten deshalb auf Reinhaltung des Stammhaums, sie nahmen deshalb, so weit sie nicht ganz bornirt waren, die besten Geister der Nation in ihre Reihen auf, wenn sie dabei auch übersahen die Naganwendung aus dem Umstande zu ziehen, daß die Besten und Tüchtigsten der Nation aus einem anderen, als ihrem Blute entsprossen. Man verspottet jetzt die Adelsstolzen, die von blauem Blute sprechen, für welchen Ausdruck das Volk ein viel drastischeres Wort hat, aber Sie, die Aristokraten des Geldsacks, werden in Ihren Kindern tausendmal zahlreicher bestraft, als die Adligen, und noch häufiger straft Sie das Schicksal in der eigenen Person für den Hochmuth, die Ueberhebung,

für die Absonderung Ihrer Interessen von den Interessen des gesammten Volks.“

„Ihr Raisonnement ist sehr philosophisch, aber die Wirklichkeit hat stets ihre Berechtigung allen philosophischen Theorien gegenüber.“

„Und was für eine Berechtigung, Herr Herrnig! Die Berechtigung, unsere Generation dem Gespötte späterer Generationen preis zu geben. Wie ist doch die Bourgeoisie so sehr im Widerspruch begriffen mit ihrem eigenen revolutionären Streben gegen die Vorurtheile und vorurtheilsvollen Begriffe anderer Menschen, welche das Gesetz für sich hatten, so gut wie Sie. Denn die Gesetze sind immer der concrete Ausdruck der rechtlichen und moralischen Begriffe Derjenigen, die gerade das Privilegium besaßen, Gesetze machen zu können. Gegen diese Gesetze anzukämpfen, galt immer als ein schweres Unrecht, und doch wäre ohne dieses vermeintliche Unrecht niemals etwas Rechtes in der Entwicklung der Menschheit zu Stande gekommen. Es gab eine Zeit, wo der Katholik keine Protestantin ohne erhebliche Schwierigkeiten ehelichen durfte, es gab eine Zeit, da der Glaubenswechsel selbst etwas Schimpfliches war, mit dem Wort: „Renegat“ verurtheilt wurde; etwas Ungeheuerliches, durch die Gesetze allgemein Verbotenes erschien es, wenn ein Christ eine Jüdin oder gar ein Jude eine Christin heirathen wollte, ein Glaubenswechsel war die unerlässliche Vorbedingung. Wie viele Romane und Trauerspiele treten auf dieser Unmöglichkeit mit obligaten Gewissensbissen herum, und doch wäre die Jüdin, hätte sie christliche Eltern gehabt, eine ebenso eifrige, überzeugungsvolle Christin geworden sein, wie der Christ ein fanatischer Jude durch jüdische Eltern und Schulmeister geworden wäre. In Amerika wird der Deutsche, der Engländer und der Franzose gleichmäßig amerikanischer Bürger und übt sein Bürgerrecht nach allgemeinen Begriffen des Rechts und des Guten aus, in Europa streiten sie sich noch, welches Volk noch besonders im Dienste der Gottheit oder der Civilisation arbeitet, da muß der liebe Gott noch die Waffen des Einen besonders segnen, da giebt es einen deutschen Gott und einen französischen, einen republikanischen und einen der aus Gnaden Fürsten werden läßt und sie besonders schützt. Heilig heißt das, was dem Einen in seine Sonderinteressen paßt, ob's auch den Andern noch so schädlich wäre, heilig halte ich nur die Prinzipien der Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit aller Menschen, weil die allen Menschen frommen und keinem Menschen schaden können. Im Unglück fester und froher, im Glück glücklicher müßten die Menschen sein, wenn sie

sich bewußt wären, daß ihr Wohlbefinden nicht auf das Elend anderer Menschen aufgebaut war, nicht das Elend anderer Menschen zur nothwendigen Vorbedingung hatte.“

„Sie sind Sozialdemokrat, mein Herr,“ rief der Kaufmann, der sein Haupt bei dieser Rede nachdenklich in beide Hände genommen hatte. „Aber glauben Sie denn, daß diese Menschheit, die unter so ganz verschiedenen Verhältnissen und Eindrücken aufgewachsen, mit so ganz ungleichen Bildungselementen versehen ist, im Zustande vollkommener Gleichheit und Freiheit harmonisch zusammen wirken könnte?“

„Das glaube ich freilich auch nicht; ich bin mir vollkommen bewußt, daß die durch ungerechte Zustände und Vorurtheile aller Art geschaffenen Ungleichheiten vorerst geëbnet werden müssen. Das Mittel ist: der geläuterte Begriff von dem, was Recht und Gerechtigkeit unter den Menschen sein soll. Recht muß vor allen Dingen Jedem die ungeschmälerte Frucht seiner Arbeit sein, Gerechtigkeit das Gleichmaß von Pflichten und Rechten. Unrecht ist es, wenn zufällig erworbenes Kapital die Arbeit Anderer in Contribution nach Belieben setzen darf; Ungerechtigkeit ist es, wenn die Privilegirten nach ihren Sonderinteressen Gesetze machen und, gemäß ihren Sonderinteressen, von durch sie beherrschten Beamten handhaben lassen dürfen. Ermöglicht wird das harmonische Zusammenwirken der Staatsbürger erst werden — das weiß ich und fühl' ich auch —, wenn gleichmäßige Bildung der Jugend stattfindet; im herrschenden Klassenstaat aber, wo die aufgewendeten Bildungsmittel so verschwindend klein erscheinen gegenüber den Mitteln, die man für's stehende Heer verbraucht, und wo noch außerdem die Bildungsmittel ungleich und folglich ungerecht vertheilt werden, sucht man den immer mehr unabweisbar werdenden Ausgleich eher zu verzögern und verstimmt damit die Aussicht auf eine friedliche Lösung.“

„Und der Einzelne kann vorläufig weiter nichts thun, als den herrschenden Verhältnissen Rechnung tragen,“ bemerkte der Kaufmann.

„Und das Seinige dazu beitragen, damit es besser werde,“ erläuterte der Schreiber.

„Meine Kraft ist nun so ziemlich gebrochen.“

„Und doch müssen Sie zu retten suchen, was zu retten ist. Ich glaube, Herr Hernig, ich darf Sie noch als einen Mann ansehen.“

„Ja, mein Herr, das dürfen Sie, und was meinen Sie damit?“

„Als einen Mann, meine ich, der in einer Krise, die seine Familie betrifft, das Nöthige zu thun sich entschließt.“

„Ich will hoffen, daß Niemand daran zweifelt?“

„Der das Letzte daran wendet, um Schande von einem der Seinigen abzuwenden.“

„Schande? Herr, was sprechen Sie? wem droht Schande?“

Der Kaufmann hatte sich in seiner ganzen Größe erhoben, und seine Augen glühten mit unheimlichem Glanz.

„Es ist nicht zu vermeiden,“ murmelte der Schreiber, „das Nöthige muß gesagt werden.“

„Ja, was haben Sie zu sagen? sprechen Sie, aber Wahrheit, Herr, Wahrheit!“

Der Kaufmann hatte den Schreiber, der nun auch aufgestanden, bei den Schultern gefaßt.

„Es ist wahr, daß Ihr Sohn . . .“

„Julius, o, was soll ich hören!“

„Spekulirt hat.“

„Spekulirt? er? spekulirt? mit was?“

„Mit fremdem Gelde.“

„Mit fremdem Gelde? Herr, sprechen Sie deutlicher. Mit Gelde, das ihm zur Spekulation übergeben war?“

„Das ihm nicht zur Spekulation übergeben war.“

„Herr, hüten Sie sich, ach . . . es ist vorbei, es ist zu stark.“

Der Kaufmann ließ die Schultern des Schreibers aus seinem Griffe und sank stöhnend in seinen Sessel zurück.

„Beruhigen Sie sich, Herr Hernig, und seien Sie Mann. Ihr Sohn hatte die ehrlichsten und besten Absichten. Es bot sich ihm eine schöne Gelegenheit, einen bedeutenden Gewinn schnell zu erzielen; er dachte an die traurige Lage seiner Familie und wollte in der ehrlichsten Weise eine günstig scheinende Chance benutzen. Er hatte Unglück; Sie müssen ihn entschuldigen.

„Ein Mensch, der anvertrautes Geld zu irgend einem andern als dem ihm bezeichneten Zwecke verwendet, handelt unehrlich, begeht eine Unterschlagung. Mein Sohn hat seine Familie geschändet und seinem Vater das Grab gegraben.“

„Der Teufel, was so ein Kaufmann verrannt ist in Geld-ehrlichkeitsbegriffen. Ausbeuten und Spekuliren auf Kosten von anderer Menschen Glück und Leben, das können sie ohne Gewissensbisse, aber nach dem Codex kaufmännischer Rechtlchkeitsbegriffe einen Fehler begehen, nein, das können sie nicht verzeihen und nicht verwinden. Mann, Mensch, hören Sie mich, Sie haben jetzt



die Pflicht, Ihren Sohn, wenigstens seine Ehre, hören Sie, seine Ehre zu retten.“

„Ja, das ist wahr, aber mein Kopf ist wirr, ich kann nicht denken; Sie, Sie, was soll ich thun?“

„Ich erinnere mich, daß Sie in Ihrem Testamente daran erinnern, wie Sie Ihr Leben bei vier Versicherungsgesellschaften einmal zu 8000 für Ihre Frau und dreimal zu 5000 Thalern für jedes Ihrer Kinder versichert und die Prämien auf fünf und sechs Jahre voraus bezahlt haben. Schaffen Sie mir die Policen, ich riskire es, daß Sie noch 20 Jahre leben und mich in Schaden bringen; ich riskire sogar, daß, wie die Meisten überzeugt sind, sämtliche Lebensversicherungsgesellschaften in einer gewissen Reihe von Jahren Bankrott machen müssen; ich schaffe 5000 Thaler, die Ihr Sohn schuldet, oder es waren 6000 Thaler. Wollen Sie?“

„Aber die Policen sind nicht mein!“

„Und wenn die Andern wollen?“

„Ja, wenn sie wollen, ja, und es muß sein; die Schmach, die Schande, o, ich werde bald gestorben sein. Ach, glauben Sie mir, ich besaß noch vor einem Jahre mehr als eine Million, und meine Tochter . . . o, ich sehe jetzt in Alles, meine Tochter sticht, meine Veronika, — wie mir das Alles auf einmal einleuchtet, — und mein Clärchen, mein armes Kind; ich sollte glauben, sie ginge aus unbezwinglichem Drang zur Bühne; so hat man mich getröstet, daß ich die Fülle unseres Glends nicht erkenne. Es ist gut, Sie können gehen, Herr, ich werde die Firma Heise u. Co. befriedigen. Viel Dank für Ihre Bemühung. Ich glaube, Sie sind ein ehrlicher Mensch, wenn auch Sozialdemokrat, aber ich werde mir selbst zu helfen wissen; ah, ich bin Kaufmann. Wenn Sie meinen Rath brauchen, ich stehe Ihnen gern zu Gebote. Aber hören Sie, welche Stimme draußen? Ja, das ist Heise u. Co.; erlauben Sie, meine Tochter weiß nichts und will ihn abweisen.“

Der Kaufmann öffnete seine Thür und rief:

„Bitte, treten Sie näher, Herr Heise, ich kenne den Fall schon, wir werden ihn arrangiren.“

\* \* \*

Dem Schreiber blieb nichts weiter übrig, er mußte sich empfehlen, während Herr Heise eintrat. Draußen weinte das Fräulein, ihre ganze Liebenswürdigkeit hatte nicht vermocht, den Heise fernzuhalten.

„Theures Fräulein,“ meinte der Schreiber tröstend, „seien Sie nicht so verzweifelt, wir sind auf dem Wege der Besserung.“

„Hörchen Sie, o, hörchen Sie, welch' ein Mensch, er macht alle meine Pläne zunichte. Wenn er in seiner gewöhnlichen plumpen Manier kommt, knickt er meinem armen alten Vater die letzte Stütze.“

Die Beiden lauschten draußen, es war still drinnen, gewiß stammelte der alte Herr einige Entschuldigungen.

Jetzt erhob Heise seine laute, grobe Stimme:

„Den Teufel noch einmal, machen Sie doch nicht so viel Summs um die Lappalie, Freund Hernig; Sie müssen verteufelt heruntergekommen sein, daß Sie die Sachen so schwer nehmen. Sie werden doch so viel bei Seite gebracht haben, daß Sie 6000 Thaler nicht geniren. Ein Mann, der gut für eine Million angesehen wurde, müßte beim Bankrott nicht unter 600,000 Thalern herauskommen. Sie sind nun freilich einer von den gewissenhaften und schwerfälligeren, aber für das, was Sie übrig behielten, will ich es doch noch riskiren, Ihr Schwiegersohn zu werden, wenn Fräulein Veronika, wie zu erwarten steht, jetzt das Näschen etwas weniger hoch trägt.“

„Wie sagt das Sprüchwort?“ flüsterte der Schreiber, „der Hörcher an der Wand...“

„Still, o still!“ hauchte das Fräulein, welches die Hand gegen das hörbar schlagende Herz gedrückt hatte.

„Also nicht, wirklich nicht,“ hub der Kaufmann Heise wieder nach einer Weile an, während welcher jedenfalls der alte Mann etwas erklärt hatte. „Na, ich will es Ihnen glauben, weil Sie wirklich so.. so.. so bornirt ehrlich aussehen. Um so schlimmer ist's für mich. Wie? Sie wollen es zu ersetzen versuchen? Wird schwer halten und lange dauern, wie die Sachen stehn.“ „Was? ich soll Ihren Sohn nicht in Elend und Schande bringen? Nun freilich werde ich das nicht. Was phantastiren Sie denn da zusammen. Stehbrieslich verfolgen laß' ich ihn, natürlich, aber blos, damit ich ihn wiederbekomme, und dann wird's als ein Versehen erklärt. Soll ich vielleicht warten, bis er nach Amerika ist und dann sehen, wo ich wieder so einen zuverlässigen und intelligenten Arbeiter herbekomme? Oder ist er noch nicht fort. Dann schaffen Sie ihn mir wieder zur Stelle. Sie sollen sich überzeugen, ich mache Ihnen keine Bispermischchen vor. Ich quittire im Buche, daß Sie es selbst lesen sollen über Empfang der 6000 Thaler und trag sie aus mit der Bemerkung, daß ich dafür 150 Stück Rumäner von Groß u. Schindler aus der Hand des Juden

Lehmann gekauft habe, dem ich sie zum Wiederverkauf anvertraut und der mir damit durchgebrannt ist. Ich denke, das wird wohl genügen? Der Tausend, wir sind doch alte Geschäftsfreunde, und Sie haben mir manchemal mit Rath und That beigeistanden. Was hätte ich davon, daß Julius bestraft wird. Also heraus mit der Sprache, wo ist Julius? Er steckt wohl hier im Hause? Sie wissen nicht? Sie wollen wohl erst Sicherheit? So, Sie wollen das Fräulein Tochter fragen, na ja, die Weibsen machen gewöhnlich solche Sachen hinter dem Rücken des Alten ab. Da stellen Sie nur einmal ein Verhör an."

"Man kommt, ziehen Sie sich zurück und sagen Sie, ich wüßte keinen Versteck," flüsterte der Schreiber und flüchtete die Treppe hinauf, während das Fräulein sich schleunigst nach der Küche zurückgezogen hatte, wo sie scheinbar ganz harmlos mit Aufräumen beschäftigt war."

"Beronika," rief der Kaufmann, "Du weißt etwas von Julius?"

"Ja, Vater, er war hier."

"Und hat Dir etwas erzählt von einem dummen Streiche, den er begangen?"

"Ja, Vater."

"Und Du hast es mir verheimlicht?"

"Ich kannte Deine gedrückte Gemüthsstimmung und wollte Dich nicht noch mehr betrüben."

"Du hast sehr Unrecht gethan, denn Du mußtest doch annehmen, daß Dein Vater mehr Umsicht besitzt, als Du, und besser in der Lage, in solchen Fällen die nothwendigen Maßregeln zu ergreifen, während Ihr durch verkehrtes Handeln ein Uebel oft noch schlimmer machen könnt. Weiß die Mutter davon?"

"Nein, Vater, ich glaubte es wäre nicht gerathen."

"Nun, das hast Du recht gemacht."

"Ich habe mich auch nicht allein auf meine Einsicht verlassen, unsere Hausnachbarn, der Maler Frohner und der Schreiber, der eben jetzt bei Dir war, wissen davon."

"Du hattest also zu diesen Leuten mehr Vertrauen, als zu Deinem eigenen Vater?"

"Sie hatten sich seiner schon angenommen, ehe ich davon benachrichtigt wurde."

"Das entschuldigt Dich allerdings."

"Wie sie dasteht, wie die reine Unschuld", bemerkte der Geschäftsfreund. Ja, Fräulein Beronika, wenn Sie damals nicht so hoch hinaus wollten, standen Sie heute anders da. Ich war

freilich damals noch so ein Kaufmann zweiten oder gar dritten Ranges mit einem, zwei oder drei Commis. Aber es steht nichts fest, die Einen steigen, die Andern fallen. Nun, nun, wer weiß, was mir noch zufällt.“

„Und weißt Du, wo sich Julius jetzt befindet?“ frug der Kaufmann, das lästige Geschwätz des redseligen Geschäftsfreundes unterbrechend.

„Der Schreiber weiß es,“ erwiderte das Mädchen, der direkten Antwort und damit der Lüge ausweichend.

„Ich werde ihn gleich herunterbitten,“ erklärte der Kaufmann, hatte aber nicht weit zu gehen, da ihm der Schreiber schon auf der Treppe entgegen kam.

Auf Befragen gab Herr Schnürer mit beredter Zunge ein ganzes Lügengewebe zum Besten, wie er den jungen Mann an eine sichere Adresse gewiesen, von wo aus er, Schnürer, sofort unterrichtet würde, ob der Flüchtling wohlbehalten angekommen sei. Er habe es so eingerichtet, damit, wenn die Sache sich in Gütte arrangiren ließe, die unnöthigen Reisekosten erspart würden, dem jungen Manne aber auch im andern Falle die Flucht offen bliebe.“

„Nun, da rechne ich bestimmt auf Ihre Benachrichtigung, sobald sie etwas erfahren haben, denn ich kann den jungen Mann nicht drei Tage in meinem Geschäfte entbehren. Muß er da fortlaufen, der Sausewind, kennt mich doch, daß ich ein seelensguter Kerl bin. Na, da leben Sie einstweilen wohl, Herr Hernig, alter Geschäftsfreund, und Sie, Fräulein Veronika, na wer weiß, was noch wird.“

Der Chef des Hauses Heise und Co., ein ziemlich beleibter und ziemlich ordinär aussehender Mann, leuchte nunmehr die Treppe hinunter, an deren unterm Ende er den würdigen Hauswirth traf, der ihn mit allen Ehren, die einem als reich dastehenden Manne gebühren, begrüßte und tausend Fragen auf der Zunge hatte. Der Geschäftsmann aber, dem sein verwickeltes Geschäft jetzt doppelt zu denken und zu merken gab, da ihm seine Stütze fehlte, lehnte kurz mit den Worten ab:

„Danke, danke für gütige Nachfrage, muß aber um Entschuldigung bitten, habe jetzt keine Zeit, absolut keine Zeit, mein guter Herr Schnober. Nein, solche Dummheiten, die verwünschten Rumänier, habe sie so wie so lange im Magen gehabt.“

„Die Rumänier?“ rief der Hauswirth, die Ohren spitzend, was ist mit den Rumäniern?“

„Habe, wie gesagt, keinen Augenblick übrig, mein guter Herr Schnober.“

„Aber so sagen Sie nur ein einziges Wort, Herr Heise, ein einziges Wort, wie ist's mit den Rumäniern?“

„Ach, was Sie langweilig sind heute, Herr Schnober, sutsch sind sie, das ist das Lange und Breite von der Sache.“

„Ganz und gar?“

„Ja, ganz und gar, adieu, Herr Schnober.“

„Adieu, Herr Schnober,“ rief der hinter dem Kaufmann die Treppe hinabeilende Schreiber.

„Halt, Herr Schnürer,“ schrie aber der Hauswirth, „zum Teufel, Mensch, wollen Sie wohl einen Augenblick still halten.“

„Habe gar keine Zeit, mein guter Herr Schnober.“

„Still, gestanden, Herr Schnürer.“

„Sie bringen mich um das Logis, das im Anzeiger angekündigt ist.“

„Wollen Sie mich denn verlassen, mein bester Herr Schnürer?“

„Sie haben mir ja erst am Sonnabend kündigen lassen, mein guter Herr Schnober.“

„Ach, da haben Sie mich wahrscheinlich erst giftig gemacht. Sie wissen ja doch, daß eine solche Kündigung gar nichts gilt. Aber sagen Sie einmal, haben Sie nichts von den Rumäniern gehört?“

„Nicht eine Silbe, ich habe überhaupt heute noch mit Niemandem über Papiere gesprochen.“

„Sie sollen sehr schlecht sein.“

„Das kann sein, ich habe überhaupt niemals viel auf dieses Stroußberg'sche Schwindelpapier gegeben.“

„Aber 40 werden sie doch wohl bleiben?“

„Nicht 20 gebe ich dafür, wenn man mir sie anbietet.“

„Sie schmettern mich förmlich darnieder. O, wenn ich Ihnen welche für 20 anbieten wollte!“

„Und wenn Sie mir welche zu 10 anbieten, so gebe ich sie nicht.“

„Herr Schnürer, das ist zu stark, das ist übertrieben. Ein Papier, von dem man Sonnabend noch annahm, es würde 60 bis 70 steigen.“

„Ja, die Hauffe, mein guter Herr Schnober, Sie kennen ja das Manöver; na die Dummen werden nicht alle, es ist erst gestern eine ganze Ladung mit der Anhaltischen Bahn angekommen. Wir aber halten's mit der Baiffe.“

„Ja, ja, es ist schlimm, wir haben das oft genug besprochen, aber man muß das Uebel nicht allzusehr übertreiben. Seien Sie

vernünftig, Herr Schnürer, und geben Sie zu, 10 wäre ein wahres Lumpengeld.“

„Und ich sage Ihnen nochmals, ich nehme sie jetzt nicht zu 5.“

„Was, nicht 5!? Herr Schnürer, Sie sind ein Gurgelabschneider, ein Mörder. Nicht 5 für ein Papier, das am Sonnabend 60 bis 70 stand. Haben Sie denn gar kein Gewissen mehr im Leibe.“

„Ich wohl, aber die Spekulation nicht.“

„Sie müssen doch einsehen . . .“

„Ich kann vor allen Dingen nicht einsehen, was Sie sich so für Rumänier interessiren. Ich habe Sie doch jeder Zeit davor gewarnt und will nicht hoffen, daß Sie sich haben verleiten lassen, ein Pöstchen von ein paar Hundert Thalern darin anzulegen?“

„Ein paar Hundert? Sagen Sie ein paar Tausend.“

„Ein paar Tausend Thaler. Herr Schnober, da thun Sie mir beinahe leid, wie konnten Sie aber Rumänier kaufen!“

„Ich habe sie ja nicht gekauft, der Jude Lehmann hat 300 Stück bei mir versetzt. Er brauchte nothwendig Geld, wie ich jetzt erfahren habe, zum Durchbrennen. Er bevollmächtigte mich, sie zu verkaufen, wenn sie 70 ständen und ihm den Ueberschuß über 6000 Thaler zurückzustellen. 2000 Thaler oder so ungefähr habe ich ihm, weil sie gerade bei mir zu Hause lagen, darauf geborgt und 2000 sollte ich morgen in Sichtwechseln auf Bischoff in New-York einsenden, 2000 aber sollte ich profitiren und den Ueberschuß ihm berechnen. Was ich über 70 erzielte, sollte dann noch mein sein, und Sie wollen nicht einmal 5 geben.“

„Mein guter Herr Schnober, da haben Sie sich einmal durch die Gewinnssucht verführen lassen, ganz gehörig auf den Leim zu gehen. Der Jude Lehmann, das konnten Sie ihm wohl ansehen, war pleite und im Begriff, die Flucht zu ergreifen. Er suchte einen Dummen, der ihm das Reisegeld schaffte und fand ihrer mehrere. Groß und Schindler vertrauen ihm 300 Rumänier an, diese werden das Papier zurückverlangen.“

„Es weiß Niemand, daß ich sie habe, mein bester Herr Schnürer, Sie sind eine edle Natur, Sie werden mich nicht verrathen.“

„Ich nicht, aber, wie ich höre, ist Lehmann auf der Flucht aufgegriffen worden, und der wird sagen müssen, wo er die Papiere hingegeben.“

„So sage ich, ich habe sie verkauft.“

„Da würden Sie erst reinsallen, Sie müßten sie dann mit 70 berechnen.“

„O, ich bin ein geschlagener, ein ruinirter Mann. Ich habe aus Sparsamkeit die Weltausstellung verpaßt.“



„Nun sehen Sie, da haben Sie schon den zehnten Theil Ihres Verlustes im Voraus erspart, und wenn Sie nun noch neun Weltausstellungen verpassen, sind Sie glatt.“

„Herr Schnürer, Sie sind ein elender Spötter, ein herzloses Subjekt, eine ganz gemeine Natur.“

„Frau Müllern, Sie haben gehört? Diese Injurien werden Ihnen theuer zu stehen kommen.“

„Ich habe nichts gehört, ich habe gar nichts gehört, ich leide schon bei Beginn der schlechten Jahreszeit, die sich mir immer aufs Gehör schlägt. Das kommt von meinem Nervenfieber, es ist eine Nachwehe. Ich ahnte es gleich damals. Müller, sagt' ich zu meinem Alten, Müller, mir schwant, daß ...“

Die Hausmannsfrau mußte die Geschichte ihres Gehörleidens unvollendet lassen, denn ihre beiden Zuhörer hatten sie schleunigst verlassen. Der Schreiber war die Treppe wieder hinaufgestiegen und murmelte:

„So, nun wissen wir doch, wo die Rumänier stecken. Es ist ein wahres Glück, daß diese Menschen nicht so gescheut sind, wie sie schlecht sind, es wäre sonst wirklich in dieser Welt nicht zum Aushalten.“

\* \* \*

Der Abend war gekommen und der Schreiber erwartete sehnsuchtsvoll seinen Stubennachbar, den er vergeblich den Tag über wiederzusehen erwartet. Seine Gedanken waren so mit dem beschäftigt, was er noch auszuführen gedachte, daß er an nichts Anderes denken konnte. Einige Male schon war im Begriffe gewesen, zu Häuslers hinüber zu gehen, aber bei dem Kinderlärm, der dort herrschte, fürchtete er, die Rückkehr des Malers zu verpassen; ob Fräulein Theodora wohl zu Hause sein möchte?

Da klopfte es an seine Thüre, und auf sein verwundertes „Herein“ erschien die Tänzerin mit einem Lichte in der Hand.

„Sie sitzen noch im Finstern, Herr Schnürer, Sie haben vielleicht kein Licht. Ich kann Ihnen eins ablassen.“

„Und darum sind Sie zu mir gekommen?“

„Nein, aber fassen Sie nur keinen falschen Verdacht gegen mich. Es war mir nur zu einsam, ich bin an Gesellschaft gewöhnt, und dann möchte ich gern einmal mit einem verständigen Menschen von meinen neugeschaffenen Lebensplänen sprechen.“

„Ah, Sie befassen sich mit Lebensplänen, das ist ja eine ganz interessante Beschäftigung. Da stellen Sie nur Ihr Licht da auf den Tisch und vertrauen Sie sich dem Lehnstuhl.“

„Ja, das will ich thun, es wird doch wohl Niemand kommen?“

„O, höchstens Herr Frohner, und vor dem braucht man keine Vorsichtsmaßregeln zu treffen.“

„Nein, denn Herr Frohner ist eine Seele von einem Menschen.“

„Und das ist mehr, als man von mir sagen kann.“

„Nun, wie man's nimmt, Sie haben auch Ihre ganz guten Eigenschaften.“

„Ja, fragen Sie nur den Hauswirth. Aber Sie wollten von Ihren Lebensplänen sprechen.“

„So ist es; da ich nun dem Ballet den Rücken gelehrt ...“

„Ja, warum sind Sie denn eigentlich vom Ballet abgegangen?“

„In meinem Alter ist das wohl ein Wunder. Meinen Sie, die Balletmeister sind so zartfühlend, Einem das nicht bemerklich zu machen? Kurz, ich wurde etwas schwersällig, man sagte mir's, und ich ging, denn es giebt doch nichts Schrecklicheres, als eine alte Ballettdame.“

„Wenn sich das nur Alle gleich in der Jugend sagen wollten. Aber da herrschen die Illusionen.“

„Ach unsere Illusionen.“

„Und nun?“

„Und nun muß ich an etwas Anderes denken. Ich könnte allerdings Tanzstunden geben, aber da fehlen mir die Bekanntschaften, da fehlt mir die Routine, da müßte man wohl hundert Thaler für Annoncen ausgeben und noch extra Kollame machen können, man müßte einen hübsch gelegenen Salon miethen können, und wo soll ich das Alles hernehmen, und wenn ich es hätte, sollte ich es riskiren. Uns Armen ist Alles so schwer gemacht.“

„Ja, was wollen Sie denn da?“

„Ich dachte, wenn ich ein Milchverkaufsgeschäft oder einen Victualienladen eröffnete?“

„Um, hm, da könnten Sie Ihr Geld etwas langsamer zusehen, aber mit mehr Mühe. Dazu gehört viel Arbeit, mehr als Sie denken, da muß Eines Alles selbst machen, weil das Geschäft die Bezahlung von Dienstleistungen nicht trägt. Ach, und Sie vollends, ohne alle Erfahrung und ohne die nöthige Herzenshärte, die sie vor leichtsinnigem Verborgen schützen könnte. Ach, was, es ist nicht daran zu denken, in einem Jahre haben Sie so viel Passiven, daß Sie die Schulden Ihr Lebtag nicht bezahlen könnten.“

„Es ist möglich, daß Sie Recht haben, ich stelle mir Alles leichter vor. Ob ich in einen Dienst gehe?“

„Nicht daran zu denken, wer soll eine ehemalige Ballettänzerin in Dienst nehmen.“

„Es ist schrecklich, wie Sie mir alle Hoffnung abschneiden. Jetzt ist mein Latein schon zu Ende.“

„Da muß mein Griechisch aushelfen. Also horchen Sie einmal. Ihre erste Idee ist die vernünftigste gewesen, weil sie dieses Fach am besten verstehen, was sich schon darin zeigt, daß Sie da die Verhältnisse und Schwierigkeiten am besten zu beurtheilen vermochten, während Sie Anderes für leicht ansahen, weil Sie da die Schwierigkeiten nicht kennen. Also; Sie waren doch einmal Solotänzerin an der königlichen Oper?“

„Ja, aber nur für kleinere Partien.“

„Das hat gar nichts zu sagen; die schlechteste Chortänzerin kann die beste, und die erste Solotänzerin die schlechteste Lehrerin der Welt sein, aber das dumme Publikum geht nach Titel und andere Neußerlichkeiten. Also wir kündigen Sie an als ehemalige Solotänzerin bei der königlichen Oper.“

„Ich war aber zuletzt nur noch im Chor.“

„Aber ehemals, hören Sie doch, ehemals waren Sie Solotänzerin, damit basta. In der Krausenstraße packt eben eine Schwindelbank ein, die auf drei Jahre Contract hat. Da ist ein sehr netter Salon in der ersten Etage mit Nebenpidcen, den werde ich erkapern, weil ich dem Hauswirth rechtzeitig einen Zinken gesteckt habe, der ihn vor ziemlichem Verlust bewahrte. Sie treten in den Contract ein.“

„Was kostet denn da die Miethe?“

„O, es war nicht schlimm, ein 8—900 Thaler.“

„Ach, Du mein Gott, da ginge schon für's erste Quartal die große Hälfte meines Kapitals drauf.“

„Nun, das schadet auch nichts, dafür haben Sie jetzt die schönste Gelegenheit, es zu vermehren. Die Lage, der Titel: ehemalige Solotänzerin der kgl. Oper“, gehörig ausgenutzt, der Name Isidora, wie heißen Sie denn noch?“

„Schäfer, Isidora Schäfer.“

„So; nun den Schäfer müssen wir etwas im Hintergrund lassen. Sie engagiren gleich den Portier der Gründerbank, das ist ein armer Teufel, der nebenbei schneidert, müssen ihm natürlich etwas andere Worte auf die Livrée nähen lassen. Ich verstehe mich so etwas aufs Reklamemachen. Natürlich nennen Sie sich Professorin Tanzkunst.“

„Das bin ich aber nicht.“

„So ernennen Sie sich dazu, und außerdem zur Directorin

der Tanzacademie für Töchter der gebildeten Stände. Gebildete Stände giebt es nicht, folglich rechnet sich Jedes dazu. Nun frisch ins Zeug mit einem Annoncenstrauß von einigen hundert Thalern, elegante Empfehlungskarten, zu denen gehört, daß Sie ein Werkchen über zweckmäßigste Ausbildung des weiblichen Körpers durch eine den Prinzipien der Gymnastik entsprechende Tanzmethode ankündigen, und Ihr Glück ist gemacht.“

„Ach, das bringe ich nicht zu Stande, dazu bin ich viel zu einfältig.“

„Das habe ich mir auch gesagt, aber hören Sie, weil Sie mich einmal zu Ihrem Vertrauten gemacht, will ich es nicht beim guten Rathe bewenden lassen, sondern mit Hand ans Werk legen. Schaffen Sie sich zunächst eine entsprechende feine Garderobe, vor allen Dingen einige Duzend Glacehandschuhe, von denen Sie bei Siegel u. Hey das Duzend zu zwei Thaler bekommen, weil da das Leder in der Farbe verbrannt und leicht zu zerzupfen ist. Sie glauben nicht, wie das den Leuten imponirt, wenn man anscheinend schöne Glacehandschuhe nachlässig zerzupft und sich gleichgültig ein neues Paar herbeilangt. Alles Uebrige will ich zu Ihrer Beruhigung selbst besorgen und mit Ihnen in Compagnie gehen, bis ich mein Kapital wieder herausgezogen habe. Wenn ich soviel Zutrauen hege, können Sie denken, für wie sicher ich das Geschäft halte. Also wollen Sie?“

Ich vertraue Ihrer Einsicht mein ganzes Bischen noch übriges Lebensglück, denn daß Sie gescheut sind, wie kaum ein Anderer, das habe ich als meine Ueberzeugung Herrn Frohner längst gesagt, und wenn Sie auch in gewisser Beziehung ein böser Mensch sind, so sind Sie es doch nicht gegen arme und bedrängte Menschen.“

„Nicht? nun, es ist gut, wenn Sie wenigstens das Zutrauen zu mir haben. Aber ich höre die Tritte des Herrn Frohner, da müssen Sie mich für heute Abend entschuldigen.“

„Ach ja, Sie müssen noch den armen Flüchtling in Sicherheit bringen. Sie sind wirklich ein guter Mensch, Herr Schnitzer.“

„Was wissen Sie davon, Sie wissen gar nichts, Fräulein Isidora, hören Sie? gar nichts wissen Sie, haben auch nie etwas gehört noch gesehn!“

„Ich weiß schon, hu, man möchte sich bald fürchten. Denken Sie, ich kann nicht schweigen? hu! hu! Währwolf!“

„Kommen Sie endlich, Sie langathmiger Bummel“, war die Anrede, mit welcher Schnürer seinen Nachbar beim Eintreten empfing.

„Nun ja, da bin ich, und ich habe meine Zeit wahrhaftig nicht verloren. Ein Geld hab' ich verdient, daß es eine wahre Schande ist. Hier liegen Tausend Thaler, das Reisegeld wird wohl ausreichen?“

„Für was?“

„Nun für unseren Flüchtling?“

„Ja, da reicht's, zumal er nun gar nicht reist.“

„Was Sie da sagen, wozu habe ich das Geld dann hergeschleppt?“

„Ja, was weiß ich.“

„Aber warum reist er nicht, wenn ich fragen darf?“

„Weil die Rumänier wieder da sind.“

„Ja nun dann. Was fang ich dann mit dem Gelde an?“

„Das wird sich finden. Es ist die Frage stets viel leichter zu lösen, wo thu' ich das Geld hin, als: wo nehme ich es her. Aber ich glaube, es ist jetzt die passende Zeit, daß wir unsern Schützling der frischen Luft wieder geben. Die Frau Müllern muß jetzt Wasser tragen, und Herr Schnober spionirt nicht mehr, weil er in Rumänien oder bei seinen Rumänieren ist. Also besteht unsere leichte Aufgabe nur darin, daß wir unsern Flüchtling an die frische Luft spediren.“

„So, nun dann vorwärts Marsch! Nehmen wir denn Licht mit?“

„Ja, ich habe eine Blendlaterne, die will ich gleich in Brand stecken.“

Der Schreiber suchte in der That jenes unentbehrliche Hilfsmittel der Diebe und Polizeier herbei, und nachdem er es sorgfältig in Ordnung gebracht, gürtete er es mittels eines Gürtels um seine Lenden. Die Borschworenen zogen ihre Stiefeln aus und Filzschuhe an die Füße und nun ging es mit unhörbaren Tritten die vier Stiegen abwärts, der Schreiber immer behutsam vornweg, der Maler hinterdrein, das Ohr des Ersteren war vorwärts, das des Andern nach rückwärts gespannt. Unten bei der ersten Etage mußte Halt gemacht und den Bewegungen der Frau Müllern vollste Aufmerksamkeit geschenkt werden. Frau Müllern kehrte endlich von der Straße zurück und begab sich nach der Küche des Hauswirths; nach einiger Zeit verließ sie abermals mit ihren Wassereimern das Haus.

„Jetzt ist's Zeit; dann bleiben Sie oben bei der Kellerthür

und wachen, während ich hinabgehe. Ich werde wohl das Schloß der Kellerthür im Finstern finden. Ach, die Thür ist offen, also geschwind ins Dunkle und die Kellerthür von innen angelehnt. Herr Frohner seien Sie auf der Wacht, in 5 Minuten ist Alles, Alles vollbracht. Kaltblütigkeit, Mann, Ruhe und Besonnenheit!"

Langsam und bedächtig schritt der Schreiber, ohne daß der Maler in der Todtenstille auch nur am kleinsten Geräusch die Bewegungen seines Gefährten erkennen konnte, die feuchten Kellerstufen hinab. Als er endlich angekommen auf dem sandigen Erdboden, wandte er sich links und schlich längs der feuchten Mauer hin. In der Gegend angekommen, wo er vermuthete, daß die Abtheilungstür sei, griff er nach seiner Laterne, um einige Lichtstrahlen herauszulassen. Und doch zögerte er, denn ihm kam es, trotz der pechschwarzen Finsterniß vor, als wenn Jemand vor ihm stände. Es war gar nicht möglich, daß er so etwas sah, denn die Dunkelheit war zu dicht, und dennoch formte seine Phantasie ihm eine menschliche Gestalt entgegen.

"Der Mensch bleibt doch ein Kind bis in sein spätestes Alter, dachte er und tastete nach dem Schlosse der Abtheilung. Er konnte es nicht finden und überlegte, ob er auch richtig gegangen und richtig auch abgemessen. Nein, da, ein Stückchen weiter hin mußte das Schloß sein. Warum er nur nicht die Laterne öffnete! Jetzt kam es ihm vor, als verhielte Jemand mühsam den Athem. Aber es war Phantasie, nichts als Einbildung. Hier muß das Schloß ja sein, ja wohl, da..."

"Ha, ha, Erbarmen, Erbarmen, Hülfe, Mörder, Gott mein Gott, ich bin des Todes", schrie es mit Mark und Bein durchdringendem Schrei.

Der Schreiber war auf eine eiskalte Hand mit seiner fieberglühenden Hand getroffen.

"Hülfe, Mörder", erklang es nun auch von Oben. "Man mordet, zu Hülfe, zu Hülfe — ach, ich bin des Todes! weh, o Gott sei meiner Seele gnädig."

Ein schwerer dumpfer Fall erfolgte in die Tiefe des Kellers.

"Zu Hülfe, zu Hülfe, man mordet in diesem Keller, Räuber, Mörder, Polizei."

Ein fürchtbarer Tumult entstand im Hause, Alles lief zusammen, von der Straße kamen die Leute hereingeströmt, bis die Criminalpolizei die Hausthüre besetzte und Jedermann Eingang, wie Ausgang untersagte.

Der Schreiber hatte endlich seine Blendlaterne herausgebracht, er stand wie ein Erzcandelaber da und blickte still und bedächtig



auf die wüßte Scene. Bleich und an allen Gliedern schlotternd lehnte der Hauswirth an der feuchten Kellermauer. Die Hausmannsfrau aber, in convulsischen Zuckungen leidend, hatte sich an einen jungen Mann angeklammert und schrie in einem Athem: Hülfe, Mörder, Mörder, Räuber, Hülfe."

Etwas weiter zurück stand der Maler, von zwei Polizeiagenten festgehalten, bleich und stumm. Und eben so bleich und stumm verharrte eine weißgekleidete hohe Mädchengestalt nahe an der der Treppe.

"Alles bleibe an Ort und Stelle stehen", sprach jetzt eine kräftige und zuversichtliche Stimme im Hintergrunde und eine hochgewachsene Gestalt schritt von der Kellertreppe herunter in den matterleuchteten Raum. Es war ein Polizeileutnant, dem ein Schutzmann mit einer großen hellleuchtenden Laterne folgte.

Bei seinem Näherkommen klappete der Schreiber ganz ruhig das Blech seiner Blendlaterne zusammen, und weil die helle Laterne des Schutzmanns das Licht reichlich ersetzte, merkte Niemand das Verschwinden dieses Lichts.

Der Polizeileutnant ließ einen prüfenden Blick über die Anwesenden gleiten und fragte dann zunächst den festgenommenen Maler:

"Wer sind Sie, mein Herr?"

"Ich heiße Frohner und bin Maler."

"Wo wohnen Sie?"

"Ich wohne in der vierten Etage dieses Hauses."

"Wie kommen Sie hierher?"

"O, ich ging durch's Haus, höre Geräusch im Keller ganz merkwürdiger Natur, will sehen, was es giebt und trete einen Schritt hinunter, da kommt die Hausmannsfrau gelaufen, schreit und stürzt über meine Füße den Keller hinunter. Ich laufe ihr nach, um zu sehen, ob sie sich weh gethan, und auf einmal werde ich festgehalten."

"So, so, und Sie mein Herr?" wandte sich der Polizeileutnant an den Schreiber. Ach, Sie sind Herr Schnittrer, Sie kenne ich. Wie kommen Sie hierher in den Keller?"

"Wie Jener zur Ohrseige, Herr Polizeileutnant. Ich gehe die Treppe hinunter, um mir einen Krug Wasser zu holen. Höre im Keller Angstschreie und laufe blindlings hinunter, und so bin ich da."

"So, und wer ist denn dieser Mann?"

"Das ist unser Hauswirth, Herr Schnober, ein Hasenfuß erster Größe, der hat sich im Keller vor etwas gefürchtet, und ist Schuld

an dem ganzen Standal“, erklärte der Schreiber. „Was machten Sie denn im Keller so ganz ohne Licht, Herr Schnober? Haben Sie Wein, oder wollten Sie vielleicht Ihre Numänier vergraben.“

„Mein Licht ist mir ausgegangen oder ausgeblasen worden, ja, ja, bei jener Thür“, murmelte der Hauswirth, an allen Gliedern zitternd, „o, Herr Polizeilieutenant, ein Hauswirth, ein besitzender Bürger ist heutigen Tages nicht mehr sicher in seinen eigenen vier Pfählen, sogar in seinem Keller trifft er auf räuberisches Gesindel.“

„Nun, was ist Ihnen denn passiert?“

„O, wie mein Licht ausgelöscht ist, trifft mich auf einmal eine fremde unsichtbare Hand, eine Mörderhand. Wenn die Behörde da nicht eingreift, giebt's keine Behörde mehr.“

„Nun, mir scheint, das Ganze läuft auf eine einfache Erschreckensgeschichte hinaus, auf einen blinden Lärm. Es ist Niemandem etwas geschehen, Niemand hat einen Angriff auf Person oder Eigenthum zu beklagen. Doch hier, wer sind denn Sie, junger Herr?“

„Ich bin Kaufmann, und durch den Lärm hier herbeigezogen worden.“

„Es ist nicht wahr, Herr Generalpolizeirath, es ist nicht wahr; vor mir ist Niemand hereingekommen“, schrie die Hausmannsrau; „als ich herunterfiel, wollte dieser Mensch herausflüchten, ich fiel auf ihn, und er ist schuld, daß ich nicht ganz hinuntergefallen bin. Darum habe ich ihn auch festgehalten, denn er ist Schuld an meinem Tode. So ein Fall hat mir schon längst geschwamt, ich habe es schon längst zu meinem Alten gesagt. Müller, sagte ich schon vor einem halben Jahre zu meinem Alten, Müller, ich habe eine Ahnung...“

„Schweigen Sie mit Ihren Ahnungen, die gehen uns gar nichts an.“

„Was? die Polizei will nichts mehr auf Ahnungen geben? ich werde mich beim Minister beschweren, ja, der König soll...“

„Herr Lieutenant, das ist der junge Mann, der am Sonnabend unsern Kameraden hier auf der Straße geschlagen hat. Ich erkenne ihn ganz genau an seinem violetten Schlipse“, bemerkte jetzt der eine Schutzmann, der so gut, wie sein Colleague, den Maler losgelassen hatte.

„Ach so, gestehen Sie zu?“

„Ich gestehe.“

„So, so. Jetzt erklärt sich mir der ganze Fall. Sie hatten sich am Sonnabend in diesen Keller geflüchtet?“

„Ja, so war es.“

„Und heute sind Sie im Dunkel des Kellers mit Herrn Schnober zusammengestoßen?“

„Ja, ich wollte aus meinem Versteck entfliehen.“

„Nun dann ist ja die ganze Geschichte vollkommen erklärt. Sie Herr, wie heißen Sie?“

„Julius Hernig.“

„Und sind?“

„Commiss bei Heise u. Co.“

„Ah so. Nun, Sie verhafte ich und lasse Sie ins Gewahrsam bringen, um Sie morgen der Staatsanwaltschaft zu übergeben. Im Uebrigen ist Alles vollkommen aufgeklärt, mögen Sie sich Alle von Ihrem Schrecken recht bald erholen. Steigen wir wieder hinauf. Sie sind Fräulein Hernig, nicht wahr?“ wandte sich der Polizeilieutenant noch an das Fräulein.

„Ja, mein Herr, Sie kennen mich?“

„O, ich sah Sie einst, nachdem Sie einen Prolog für ein edles Werk gesprochen, für denselben Zweck Gaben der Liebe und Barmherzigkeit einsammeln, die alle reichlicher flossen, weil Ihre Blicke auf den Gebern hasteten. Es thut mir leid, daß ich Ihren Bruder verhaften muß, aber ich will Ihnen wenigstens einen Trost hinterlassen, die Sache ist nicht so schlimm, denn der Schutzmann, den Ihr Bruder schlug —“

„Er lebt noch, nicht wahr, er lebt?“

„Ja, und er hat sich für morgen schon wieder als dienstfähig melden lassen.“

„Dank, tausend Dank, lieber Herr, für Ihre freundliche Mittheilung, Sie haben mir eine schlaflose Nacht erspart.“

„Ach, Fräulein, wenn meine Machtbefugnisse so weit gingen als mein guter Wille!“

Oben in der Hausflur trennte sich die buntgemischte Versammlung. Zunächst entfernte sich die Polizei mit ihrem Tabakstuten und ließ die Hausthür schließen. Dann hat der gänzlich geknickte, an allen Gliedern zitternde Hauswirth um eine mitleidige Seele, die ihm Gesellschaft für die Nacht leiste, und dazu fand sich Fräulein Theodora bereit, die zitternd bis dahin im Hintergrund der Ereignisse sich gehalten hatte.

„Dank, Tausend Dank Ihnen,“ sagte das Fräulein, als die Uebrigen, mit Ausnahme der lautlos verschwundenen Hausmannsfrau, die Treppe hinauffagten, „Sie waren Freunde in der Noth, wie Keiner sich bessere wünschen kann.“

„Wenn es nach meinen Wünschen, nach meinen besten Bestrebungen gegangen wäre, hätte ich mehr gethan, als ich zu thun

vermochte, bestes Fräulein, und zwar um Ihrewillen. Größer steht mein Stubennachbar, und jetzt mein guter, lieber Freund da, der, ohne daß es ihm Jemand ansehen möchte, ein edles liebevolles Herz für seine leidenden Mitmenschen hat, denn er handelt gleich einer Gottheit ohne nach Lohn und Vergeltung zu fragen.“

„Der Unterschied ist nur der, daß unser Künstler, der ebenfogut und jedenfalls unbefangener und hingebender, wie ich, dasselbe thut und unter allen andern Umständen dasselbe thun würde, sich einbildet, er sei hierin mehr Egoist, als ich, weil er solch' grenzenlose Verehrung für Sie empfindet.“

„Aber Herr Schnürer,“ rief der Maler entsetzt.

„So, Sie wollen es leugnen, nun das konnten Sie mir früher sagen.“

„Morgen, meine Herren, werden wir wohl noch das weitere Nothwendige besprechen.“

„Ich werde nicht da sein, theures Fräulein, werde nicht in der Lage sein, Ihnen persönlich meine Dienste zu widmen, denn ich muß nach Thüringen, wo eine junge Künstlerin Erlösung hofft von einem bösen Verhängniß.“

„O, dann verzeihen Sie, ich wußte nicht, daß nähere Verpflichtungen für Sie beständen. Sie hatten mich das nicht ahnen lassen.“

„Nähere Verpflichtungen nicht, Fräulein, aber da es sich um Ihre Schwester handelt...“

„Clärchen, Herr, was sagen Sie, Sie wollten... nein, was ist denn das wieder?“

„Wissen Sie denn nicht, daß seit zwei Jahren der Kreis Ihrer Lieben um eine Person reicher ist, als Sie zu berechnen pflegen? Hat Ihre Schwester denn nie von Jemandem gesprochen der...“

„Der ihr verloren ging, als sie ihn eben erst so recht zu lieben begonnen, o gewiß, sie sprach ja stets von ihm, bevor sie ihre Augen zum Schlummer schloß. Und nun?“

„Und nun, morgen bring' ich ihn ihr wieder.“

„Bringen ihn wieder?“

„Ich will sagen, ich reise mit ihm, um sie zurückzuholen.“

„Ich möchte gern mit Ihnen noch ein Weilchen verbleiben, um diese Geschichte, die mir mein Clärchen zurück, und glücklich, wie ich es nie mehr gehofft, zurückbringt, ausführlicher zu hören. Aber meine Eltern würden in ihrem Schlafe gestört.“

„Und möchten Sie nicht ein Weilchen meine Stube mit Ihrem Besuche beehren,“ frag der Schreiber.

„Zu Ihnen darf ich allemal,“ lachte das Fräulein, „denn wenn Sie nicht wären, hätten wir heute noch der Noth und des Elends die Hülle und Fülle. Sie haben sich aber Beide bei der Kellergeschichte sehr gut gehalten.“

„Ja,“ meinte der Schreiber, „und unser Freund Frohner ging mit gutem Beispiele voran. Er erzählte die Sache so natürlich, daß ich gar nichts besseres thun konnte, als in seinen Fußtapfen fortzufahren. Wir haben dadurch zweierlei erreicht. Einmal wurden wir los von dem Verdacht, einen Flüchtling beherbergt zu haben, und außerdem stehen wir da als unverdächtige Zeugen, daß er nur im Zustande der Nothwehr damals gehandelt hat, Julius nämlich. Ich bin Zeuge, und Fräulein Theodora wird es auch bezeugen können.“

„Und der Schutzmann ist wieder wohl und gesund, wie mir der Polizeilieutenant mittheilte.“

„Nun also, und die Rumänier sind auch da. Ach Fräulein, der Heise u. Co. würd' gern Ihre Verlegenheit benützt haben, um einen neuen Heirathsantrag anzubringen.“

O, niemals, nimmer, wie werde ich daran denken, einem derartigen Antrage Gehör zu schenken, in den Verhältnissen, in denen ich jetzt leben muß.“

„Aber, Fräulein, was reden Sie?“

„Ja, was rede ich, ich wollte von Clärchen reden, also Clärchen hat ihn wiedergefunden?“

„Nein, er hat Clärchen wiedergefunden. Sehen Sie, hier sind tausend Thaler, die er mir bot, als er die Skizze Ihres Familiengemäldes in meiner Mappe entdeckte, wenn ich ihm das Original nachweisen konnte.“

Und Sie haben es gestern gesehen und haben dabei tausend Thaler gewonnen.“

„Fräulein, ich glaubte, Ihr Bruder würde das Geld nöthig haben.“

„Ja, Sie sind edelmüthig, Sie wären wohl auch im Stande, tausend Thaler für ein Clärchen zu opfern.“

„Nein, aber bis vor einem Augenblick wäre ich im Stande gewesen, mein Sein, mein Leben und mein Alles für eine Veronika zu opfern.“

Die Drei hatten während dieses Gespräches längst das Zimmer des Schreibers erreicht und dort Platz genommen. Der Inhaber der Wohnung war mit dem Brauen des Brods beschäftigt, wie er aber die letzten Worte des Malers hörte, sagte er:

„Ich kann da freilich mein Spirituslämpchen auslöfchen, denn wo folche Worte fallen, ist es mit Fried' und Freundschaft vorbei. Jahre lang hab' ich nicht Freundschaft mehr noch Lieb' gekannt, seit kurzer Zeit ist mein Herz wieder warm gewesen, aber folche Worte, sagt man sich selbst, können nicht von wohlwollenden Lippen kommen.“

„Sie haben Recht, ich war nicht klug, ich war nicht gut,“ meinte das Fräulein kleinlaut.

„Und ich war toll,“ erklärte der Maler mit einer Energie der Verzweiflung, die jeden Menschen rühren mußte.

„Wir hatten Beide Schuld, wollen wir sagen, nicht wahr?“

„Ich hatte Schuld und glaubte, Sie hätten Schuld.“

„Wir werden uns schon vertragen.“

„O, Fräulein, ich kann nicht anders, ich muß Sie lieben.“

„Ja, Fräulein,“ bemerkte der Schreiber, „das müssen Sie sich schon gefallen lassen.“

„Nun ja, ich will mir's auch gefallen lassen, ich weiß wenigstens nichts dagegen einzuwenden,“ lachte das Fräulein, das Komische der ganzen Situation, die seltsame Schicksale herbeigeführt, erfassend, aus ganzem Herzen.

„Und also trinken wir ein Glas Grog auf's Wohl unserer Lieben, mahnte der Schreiber, wir werden schon wissen, wen wir darunter meinen.“

„Ja, meine Herren, und nochmals vielen Dank für all' die Liebe und Aufopferung, die Sie jedenfalls auch durch Ihr Schweigen darüber bekunden werden, daß ich, ein Mädchen, im Dunkel der späten Abendstunde bei ledigen Herren Besuch abgestattet habe. Es könnte mir dies jede gute Parthie verderben.“

Lachend verließ sie das Zimmer; sobald sie aber auf dem Gange angekommen, mußte sie einen Augenblick still stehen, sie fühlte die heftigen Krämpfe des Herzens, die immer nach starken Aufregungen, verbunden mit ungesunden Anfällen von Heiterkeit eintraten.

„Sie leiden, Fräulein,“ rief der Maler, betreten über den schmerzlichen Ausdruck des bleichen Gesichts.“

„O, es geht vorüber, bitte, gehen Sie zurück. Es ist nur das Herz, das mir zuweilen zu schaffen macht, und dann schadet mir die Gesellschaft der Menschen.“

\* \* \*

Wochen und Monate waren seit jenem ereignißvollen Tage und Abende vergangen, der Schnee lagerte schon längere Zeit in



sicherer Ruhe auf den Straßen und Dächern der Residenz. Die Weihnachtszeit nahte heran mit ihrem geheimnißvollen Zauber, aber, was dem Bemitteltesten diese Zeit so anmuthig, anziehend erscheinen läßt, das ist den armen Proletariern nur zu häufig ein Anlaß zu neuen Sorgen und manchem bitteren Gefühl.

Im Kreise unserer Bekannten hatte sich Manches verändert, Vieles in Ansehung der kurzen Zeit, daß es noch immer reichlichen Stoff zu Erzählungen und Erörterungen gab. Manches Haus erlebt nicht in zehn Jahren, was dieses Haus in zwei Monaten erlebte. Den einen ward es zum Weh, den Andern zu Freude, und nur die zweite Etage verhielt sich gleichgültig, sie war gänzlich verlassen, weil seit der letzten Pleite der Firma Scheffel u. Bluth kein Fuß diese Räume wieder betreten. Ein tief sinniger Weltordnungserklärer würde an diesem Logis die Nothwendigkeit und die weise Einrichtung nachweisen, daß zu jedem Hause ein Hausbesitzer sein muß, und dieß ebenso weisheitvoll klarlegen, wie unsere Theologen den Satz, daß Alles, was existirt, Jemanden voraussetzt, der das Alles gemacht und so weise eingerichtet haben muß, also einen Schöpfer. Sieht man ihnen das zu und fragt mit demselben Rechte, wer dann den Schöpfer geschaffen, dann meinen sie, der müsse von Ewigkeit da sein, denn dann wär's mit der Weltmonarchie aus, nach deren Vorbild die irdischen Monarchien abgenommen sind. Es ist ein Unsinn, die Staaten republikanisch einrichten zu wollen, so lange der Glaube an einen persönlich regierenden Gott existirt. Mit diesem Glauben schwindet die Monarchie von selbst.

Wir aber sprachen vom Hausbesitzer. Und das Haus, in welchem sich alle die erzählten Begebenheiten zugetragen, hatte zwar einen, aber einen, der weder an's Ründigen, noch an's Steigern dachte und folglich kein richtiger Hauswirth mehr war. Die Nacht im Keller hatte dem Manne „den Rest“, wie er sich ausdrückte, gegeben. Erst die Alteration mit den Rumänern, dann die Angst vor nahenden Räubern seines höchsten Gutes und schließlich der heftige Schreck warfen ihn auf's Krankenlager, von dem er nicht wieder gesund aufstehen sollte, da ihm der Schreck in den Gliedern sitzen geblieben und durch keine Schwizkur auszutreiben war. Sein Zustand verlangte unausgesetzt sorgsamste Pflege, und die hatte er denn auch reichlich, da am zweiten Tage darauf seine verstorbene Tochter wieder eintraf und die Pflege des fieberkranken Vaters übernahm. Kein Wort der Auseinandersetzung war seit dem Tage, daß Herr Schnober wieder zum Bewußtsein zurückgekehrt, zwischen ihm und seiner Tochter gefallen.

Er schien ihre Anwesenheit als etwas ganz Selbstverständliches zu betrachten, und sie war so schüchtern, daß sie das Wirthschaftsgeld bei ihren Bekannten im Hause borgte. Und wenn bei Herrn Schnober die sicheren Anzeichen eines längeren Schlafes bemerklich wurden, schlüpfte sie auf ein halbes Stündchen in die dritte Etage hinauf, wo die beruhigte, durch die Anwesenheit ihres Kindes beglückte Mutter, die ernste Veronika und das unaufhörlich in der muntersten Laune plaudernde Clärchen gemeinschaftlich an der Ausstattung der Letzteren arbeiteten. Herr Hernig zeigte sich nur selten, fast nur zum Mittagessen, und sprach fast nur, wenn man ihn fragte. Er hatte seine Verhältnisse, soweit es ging, geregelt und seiner Gemahlin ein bestimmtes Monatsgeld ausgesetzt, welches für die bescheidenen Bedürfnisse ausreichte, ohne daß sie „für Leute“ arbeitete. „Die Frauen sollen nicht erwerben, wenn sie einen Ernährer haben, sondern erhalten, ordnen, schmücken und soweit es geht, wohlthätig sein,“ war seine Ansicht. Er selbst aber schrieb ein Werk über Herstellung des Gleichgewichts zwischen Production und Consumtion als nothwendige Voraussetzung zur Herstellung der Harmonie zwischen Kapital und Arbeit. Abends, wenn die Frauen zu Hause blieben, stellte sich regelmäßig auch Herr Rudolph Frenzel ein, dem es nirgends anders gefallen wollte, als in der Gesellschaft seiner Braut und der auch seinen weiteren Lebensplan erst feststellen wollte, wenn er verheirathet sei. Dann fanden sich auch häufig der Schreiber und der Maler zum Abendthee ein, was als eine sehr angenehme Abwechslung begrüßt wurde. Der Schreiber war nicht nur eine lebendige Chronik der Stadt, er war auch ein sehr unterhaltender Erzähler und Gesellschafter, während der Maler jetzt sehr schweigsam und melancholisch blieb. Er hatte bei einer ihm passend scheinenden Gelegenheit seiner schönen Hausnachbarin eine unumwundene Erklärung seiner Liebe und Verehrung gegeben und war entschieden mit der Antwort abgelehnt worden.

„Mein bester Herr Frohner, ich schätze Sie hoch und bin Ihnen auch noch außerdem sehr großen Dank schuldig, aber ich bin herzkrank und kann deshalb nie eine Ehe eingehen, die meine Krankheit beschleunigen und Sie unglücklich machen würde.“

„Aber es sind doch Andere auch herzkrank und heirathen,“ hatte der Künstler eingeworfen.

„Ich weiß es, Viele haben nicht ein so strenges Bewußtsein dessen, was Sie Anderen an Rücksichten schuldig sind. Ich weiß, daß die Schicksale meiner Familie mir schon ein hübsches Stückchen Leben kosten, eine Ehe bringt neue Aufregungen, Sorgen, Schmer-

zen und Leiden aller Art, also sprechen wir nicht mehr davon, nicht wahr, mein Lieber?"

Und der Künstler hatte dem Fräulein schweigend die Hand geküßt und nicht wieder davon gesprochen. Aber er härmte sich ab, der Schreiber bemerkte es schon lange mit großem Verdrusse, und wenn er Abends, wie unter dem Einflusse eines magischen Bannes nach der untern Etage sich gezogen fühlte, nahm er sein Skizzenbuch mit und zeichnete unten oft so eifrig, daß er wie aus einem Traume erwachte, wenn die Abschiedsstunde zum Ausbruch mahnte. Zuweilen des Mittags, denn Abends gab es keine Zeit mehr für sie, erschien auch Fräulein Jsidora Schäfer zu einem flüchtigen Besuche. Seitdem sie Professorin der Tanzkunst geworden, nannten sie die Leute fast ausnahmslos „Frau“, denn Fräulein Professorin wollte doch nicht klingen, und sie scherzte nicht wenig darüber. „Wenn mich auch kein Mann hat heirathen mögen, bin ich doch „Frau“ geworden, das mag mir eine meiner Schwestern nachmachen.“ Fräulein Jsidora ging jetzt ganz in Sammt, Seide und Spitzen und zerpflückte Handschuhe, als hätte sie nie etwas Anderes gelernt. Sie sah nun auch wieder hübsch aus und konnte sich vor Freiern kaum retten, denn hübscher noch als sie, schien das Geschäft, die Tanzacademie, deren Inhaberin und Directorin sie war. Freilich war sie auch eine kleine Berühmtheit durch die reichliche Reclame geworden, welche der Schreiber unausgesetzt wie einen Heiligenschimmer um ihren Namen glänzen ließ. Durch sie erst hatte die seit der Zeit der Griechen und Römer gänzlich darniederliegende Tanzkunst ihre Auferstehung gefeiert; wer nicht bei diesem Tanzreformer das Tanzen gelernt, der hatte vergeblich bis jetzt getanzt; wie man vernehme, stünde der Intendant und Generaldirector der kgl. Oper mit diesem Phänomen in eifriger Unterhandlung, um sie für die kgl. Ballettschule zu gewinnen, und es sei hierzu auch die höchste Zeit, solle dieses Institut nicht gänzlich der Verwahrlosung anheimfallen. An Anträgen von Wien, Dresden, München, Stockholm und Petersburg fehlte es natürlich auch nicht. „Neulich sah man beim Ball des russischen Gesandten mit Bewunderung die junge Prinzessin Ghika den Contre in einer Weise arrangiren, die alle Welt zum Staunen hinriß. Prinzessin Ghika ist eine Schülerin unserer vortrefflichen Professorin Jsidora Schäfer“ u. s. w. Infolge dieser Reclamen, deren sich unsere Macher der öffentlichen Meinung nicht im Geringsten schämen, obgleich dadurch dem schlimmsten Schwindel Vorschub geleistet, der Unverschämtheit alle mögliche Unterstützung gewährt und das bescheidene Verdienst unterdrückt wird,

war denn auch Fräulein Isidora bald der mühseligen Arbeit des Tanzunterrichtgebens überhoben, an ihrer Stelle fungirten einige alte Colleginnen, die für den dritten Theil des Honorars, welches wirklich gezahlt wurde, sich glücklich priesen, da sie auf der Bühne in königlichen Diensten für Preisgabe ihres Talents, ihrer Schönheit, Jugend, Gesundheit und manchmal mehr, kaum den dritten Theil des Gehalts bezogen hatten, den sie jetzt von ihrer Collegin erhielten. Bei der Frau Directorin genügte es, daß sie sich in jeder Lectionsstunde auf ein Paar Minuten einsand, um sich von dem richtigen Gang der Uebungen zu überzeugen. Nur in vornehmen Pensionaten und FamiliengirkeIn mußte sie persönlich erscheinen, dann nahm sie aber stets eine Gehülfin und eine Clavierspielerin mit, und solche Stunden mußten mit Gold bezahlt werden. Isidora wußte kaum, wie ihr geschah, es ging ihr bald wie dem Siegismond in „das Leben ein Traum“. Der aber, der Alles wußte und berechnete, der mit einer beispiellosen Zähigkeit die Redaktionen abließ und unerschöplich war in Einfällen, der saß dann Abends still lächelnd in seinem Dachzimmer und höhnte die aberwitzige, eitle, eingebilmete Welt in lauten Selbstgesprächen.

Der Geist der vierten Etage hatte unter solchen Veränderungen nicht gelitten, in das Zimmer der Tänzerin war ein alter kranker Commis gezogen, der wegen seines ewigen Hustens und seiner Gedächtnißschwäche von seinem Prinzipal nach zehnjähriger Thätigkeit ohne einen Groschen Ruhegehalt fortgeschickt worden; jetzt führte er die Geschäftsbücher der Tanzakademie. Die Frau Müllern aber spionirte nicht mehr, seit dem Kellersturz war sie, wie sie sagte, ganz „schreckhaft“ geworden, und sie ahnte und schwante nur noch von ihrem baldigen Tode.

Kiesige Verschwörungen und Complotte entwickelten sich bei der herannahenden Weihnachtszeit, denn jeder Einzelne war der Gegenstand geheimer Abmachungen und jedem Andern gegenüber Theilnehmer und Mitwisser. Nur Häuslers spielten dabei eine stark passive Rolle, da sie natürlich außer Stande, über den Kreis ihrer Familie hinaus zu denken und zu sorgen, während bei allen Verschwörern es ausgemachte Sache war, daß der armen, argbedrängten Familie des Schuhmachers bei diesem Weihnachten einmal gründlich geholfen werden mußte. Auch Husmanns, die Familie des beim letzten Dartalwechsel an die Luft gesetzten Tischlers, der nächstens vor den Schranken der Criminalabtheilung des Stadtgerichts erscheinen sollte, waren seit Langem in das Werk der Wohlthätigkeit mit einbezogen worden. Der unglück-

liche Tischler saß noch immer in Untersuchungshaft, während Julius Hernig, der noch immer der Gegenstand großer Sorge bei seinen Familienangehörigen war, gegen Bürgschaft freigelassen und zur gleichen Behandlung mit Husmann vorgeladen war.

Und dieser Gerichtsverhandlung, zu welcher sich so viel Publikum versammelt, als nur irgendwie die Zuhörerräume fassen konnte, wendet sich auch nothgedrungener Weise unsere Aufmerksamkeit zu.

Husmann und Julius Hernig nehmen auf der Anklagebank Platz.

Die vorgeladenen Belastungszeugen bestehen aus berittenen und unberittenen Schutzmännern, aus zwei Polizeispizeln und zwei Bummlern.

Die Entlastungszeugen sind nicht minder zahlreich; unter ihnen erblickt man das Fräulein Veronika Hernig, die Professorin Fräulein Isidora Schäfer, die Frau Häuslern und deren ältesten Sohn, sowie den Schreiber.

Nachdem die Anklageakte verlesen, beginnt das Verhör über die im Anfang unserer Erzählung berichteten Ereignisse. Die Angeklagten antworten kurz und bestimmt. Die Anklage lautet gegen Husmann auf Widersegllichkeit gegen Vollzug einer gerichtlichen Ermiffion, Amtsehrenbeleidigung, Anstiftung zum und unbewaffnete Theilnahme am Landesfriedensbruch, gegen Hernig auf bewaffnete Theilnahme am Landesfriedensbruch und schwere Körperverletzung eines Beamten in Dienst. Gegen beide Angeklagte werden je 2 Jahre Gefängniß und Entziehung der bürgerlichen Ehrenrechte auf 3 Jahre beauftragt.

Die Zeugenaussagen berichtigen sich gegenseitig.

Der Vertreter der Staatsanwaltschaft, ein noch ziemlich junger Mann, erhebt sich nun mit Würde und beklagt, wie der Geist der Widersegllichkeit in den unteren Volksschichten immer mehr und mehr überhandnehme und die Grundvesten der staatlichen Ordnung mehr und mehr zu erschüttern drohe, daß dieser Geist namentlich durch die Agitationen sozialdemokratischer Wähler, die Gott, die Familie und jegliche Autorität zu unterwühlen, den gesetzlichen Sinn der Bevölkerung zu corrumpiren beflissen wären, genährt werde und dem Staat und allen Früchten der Civilisation Vernichtung drohe, wenn nicht mit äußerster Strenge und Energie eingeschritten würde, damit die Executivmannschaften, im Vertrauen auf die sichere Stütze, die sie in den Gerichten des Landes hätten, ihren schweren Beruf mit Zuversicht zu erfüllen in der Lage wären. Bei Husmann sei die Mitgliedschaft bei einer Ge-

werksgenossenschaft der Holzarbeiter erwiesen, bei ihm wäre nur der einzige Milderungsgrund, seine sehr bedrängte Lage, die er freilich selbst verschuldet, und seine verzweifelte Stimmung. Gegen Hernig sei der Strafantrag nur wegen seines guten Leumundes außerordentlich mäßig zu nennen, wenn man bedenke, daß sich dieser Mensch in einer ganz fremden Sache unbefugter Weise eingemengt und sich zu Thätlichkeiten habe hinreißen lassen, die leicht noch schlimmere Folgen hätten herbeiführen können.

Aller Augen wandten sich nun auf den Bertheidiger, der bis dahin mit tief auf die Akten gebeugtem Gesicht und dem Publikum abgewandt geseßen hatte. Jetzt erhob er sich in seiner ganzen stattlichen Gestalt und strich das braune Haar von der Stirn. Es war ein schöner junger Mann, unsere Leser kennen ihn schon, Rudolph Frenzel, der unbezahlte Assessor a. D. und Sachwalter ohne Clientenschaft. Er warf erst einen Blick auf die reservirten Plätze, wo Clärchen tobtlenblaß saß, dann einen auf den Staatsanwalt, der röth wurde, und endlich wandte er das Gesicht dem Gerichtshofe zu und begann mit lauter, wohlklingender Stimme:

Meine Herren Richter, ein Fall ganz außerordentlicher Art mußte es sein, der mich veranlassen konnte, von meinem Vorsatze abzuweichen, der dahin ging, von meinen Befugnissen als Sachwalter in Zukunft keinen Gebrauch zu machen, sondern meine Dienste dem Staate, dem Vaterlande in den parlamentarischen Körperschaften zu widmen. Und wiederum hier ist es der Wunsch, dem Staate eher als den Angeklagten einen Dienst zu erweisen, der mich bestimmte, heute die Bertheidigung zu übernehmen. Der Herr Staatsanwalt hat in seiner Rede viel vom Staate, von seinen Interessen und Bedürfnissen gesprochen, er hat sich so gewissermaßen mit dem Staate identificirt, sich zum Sprachorgan des Staates stempeln wollen. Ich muß diesem Versuche entschieden entgegentreten, denn jeder gute, ehrlich denkende Staatsbürger hat dasselbe Recht, als Vertreter der Interessen seines Staates aufzutreten, der Staatsanwalt ist lediglich der Vertreter der zeitweilig herrschenden Regierungsansichten und das nicht einmal immer. Nach den Behauptungen, die heute der Herr Staatsanwalt hier laut werden lassen und nach der Stellung, die er in diesem Falle einnehmen zu müssen bekundet hat, sehe ich mich veranlaßt, den Staat, seine wahren Interessen, seine Würde und Ehre gegen den Staatsanwalt vertheidigen zu müssen. Der Fall, der die beiden Angeklagten vor die Schranken des Gerichts gebracht hat, entsprang aus Zuständen, wie sie trauriger und unwürdiger nicht gedacht werden können. In unserem Staate, der zu den blühendsten



und civilisirtesten auf dem Erdboden gerechnet zu werden beanspruchen kann, dessen Hülfsmittel unerschöpflich genannt werden können, ja in dem Staate, für den ein Jeder in Begeisterung erglühen soll und in welchem man die Religion der Liebe von Tausenden von Kanzeln predigen läßt, sieht man mit jedem Quartalwechsel eine große Zahl ordentlicher Familien bei schlechter Witterung gewaltsam aus Straßenpflaster werfen, ohne daß der reiche Staat, die reiche Commune für ein anständiges Unterkommen sorgte. Warum werden die Leute so mißhandelt? Weil sie freiwillig das Logis nicht räumen, und sie räumen es nicht, weil sie an Obdach gewöhnt sind und keins zu finden vermochten. Warum finden sie aber kein Obdach? weil unser civilisirter Staat gewissenlosen, habfüchtigen Speculanten volle Freiheit läßt mit Dem zu wuchern und ein frevelhaftes Spiel zu treiben, was zu den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen der Staatsbürger gehört. Der Grund- und Boden-, sowie der Kapitalwucher verhindert, daß sich die Wohnungen in einem der wachsenden Bevölkerung entsprechenden Umfange vermehren. Statt diesem Unfuge zu steuern leihet der Staat noch seine Executivbeamten her, um auch das rücksichtsloseste Verhalten einzelner Staatsbürger gegen andere Staatsbürger zu ermöglichen. Die Menschlichkeit empört sich in der Brust der Zuschauer, Rufe des Unwillens werden laut, der Gemißhandelte sucht die größtmöglichen Rücksichtslosigkeiten zu verhindern und verfällt dem Gesetz, obwohl er häufig in seiner Angst und Verzweiflung noch immer maßvoller sich verhält, als die kaltblütigen Executoren, die auf ihre Autorität pochen und kein Mittel meinen scheuen zu müssen, weil sie den Glauben hegen, daß ihnen Alles von ihren Vorgesetzten und den andern Regierungsorganen zugebilligt wird, ein Glaube, der leider nicht unbegründet ist und so viele höchst bedauerliche Exzesse veranlaßt und herbeiführt, wie wir sie täglich in den Localnotizen der Presse verzeichnet finden. Viele meinen, die Autorität werde geschwächt, wenn man den Executivbeamten nicht überall und jeder Zeit allen nur möglichen Rückhalt gewähre. Das ist ein höchst verderblicher Irrthum, diese Leute müssen wissen, daß sie und die Autorität zwei ganz getrennte Dinge sind, und wenn das Publikum das auch weiß, dann wird die Autorität nicht zu leiden haben, wenn gefrevelt wird in ihrem Namen, dann wird der Diener nicht jeden Tag Gelegenheit haben, seine Herrin auf die abscheulichste Weise compromittiren zu können. Man wird es nie dahin bringen, daß man durch Härte, durch harte Ahndung von Widerseßlichkeiten diese selbst verhütet, weil die Härte es in ihrem eigenen Wesen hat, die Widerseßlichkeit

hervorzurufen. Tausende von Fällen könnte ich aufzählen, aus denen hervorgehen würde, daß die Polizei eine Hauptschuld an bellagenswerthen Erscheinungen trägt, ich werde mich auf den gegenwärtigen beschränken. Der erste Lazellagte, ein pflichtgetreuer Staatsbürger und fleißiger Familienernährer wird unter Hülfsleistung des Gerichts bei Regenwetter mit seiner frierenden Familie und seinen Habseligkeiten auf die Straße geworfen. Ist das nicht auf's Tiefste zu beklagen? ist das eine Culturerscheinung, auf die wir stolz sein können? Der Mann ist außer sich, das ist natürlich. Jetzt muß er bemerken, daß man seine sauer erworbenen Habseligkeiten noch in der rücksichtslosesten Weise handhabt, er schilt, er klagt, er beschwert sich, das war sein vollkommenes Recht. Und was wird ihm von den Beamteten zutheil? Sein Recht, Abstellung seiner Beschwerden? Nein, grobe Antworten, Vorwürfe, zu denen die Leute kein Recht hatten, schließlich Beleidigungen der schlimmsten Art, die eine Amtspflichtverletzung in sich schließen. Der so in immer größern Zorn gebrachte Mann antwortet mit Gleichem auf Gleiches, weil er nicht denkt, daß gewissen Leuten erlaubt, was ihm verboten ist, es kommt zu Thätlichkeiten, bei welchen der Wehrlose von den Bewaffneten, der Einzelne von Mehreren angefallen und schwer verletzt wird. Und wer erscheint nun vor die Schranken des Gerichts geladen, die Beleidiger? nein, der Verletzte, und wen klagt der Herr Staatsanwalt an, den oder die Excedenten? O bewahre, sondern ihr Opfer, dem es noch zur Last gelegt wird, daß er die Interessen seines Standes in einer Gewerksgenossenschaft zu fördern sucht. Was würde der Herr Staatsanwalt sagen, wenn ich ihm sein regelmäßiges Erscheinen bei den Juristentagen zum Vorwurf machen wollte? Und hier der zweite Angeklagte, was hat Herr Hernig Anderes gethan, als was jeder Mensch, der das Herz auf dem richtigen Flecke sitzen hat, jeder Zeit thun wird: Dem Unrecht steuerte er, einem in Lebensgefahr schwebenden Mitbürger hat er das Leben gerettet und in eigener Lebensgefahr aus Nothwehr einen Angreifer unschädlich gemacht. Wird Unrecht zu Recht, bloß weil ein Polizist das Unrecht begeht? Und weiter, es sind ganz Unbetheiligte durch rücksichtsloses Vorgehen der reitenden Schutzmannschaft verletzt, ein Kind sogar getödtet worden. Warum wird dieser Fall nicht verhandelt? Meine Herren Richter, der Herr Staatsanwalt hat diesen Fall zu untersuchen gehabt und er hat nur Anklage gegen die Verletzten. Ich beantrage vollständige Freisprechung, aber ich muß mehr thun, ich muß auf Grund der Zeugenaussagen die Rolle des Vertheidigers mit der des Anklägers vertauschen. Ich erhebe Anklage

hier vor Ihnen gegen die Polizeibeamten wegen gröblichen Amtsmissbrauchs, wegen schwerer Körperverletzung und Tödtung aus grober Fahrlässigkeit, ich erhebe nicht minder Anklage gegen den Staatsanwalt wegen gröblicher Amtspflichtverfümmiß und bitte, diese meine Anklagen und darauf begründeten Strafanträge den competenten Richtern zu überweisen. Meine Pflicht glaube ich hiermit erfüllt zu haben, denn die Sozialdemokraten vor den ungehörigen Verdächtigungen des Herrn Staatsanwalt in Schutz zu nehmen, bin ich hier nicht berufen. Ich meine nur, unsere Staatsbegriffe gehen dahin, daß jeder Staatsbürger das Recht und die Pflicht hat, seine Ueberzeugungen über nothwendige Reformen im Staatsleben in gesetzmäßiger Weise zu äußern und zu verbreiten. Ob diese Ueberzeugungen mit denen eines Staatsanwalts harmoniren oder nicht, ist eine ganz gleichgültige Sache, denn der Staatsanwalt hat den Staat nicht erbaut und kann ihn auch nicht erhalten, deshalb will es mir nicht recht passend erscheinen, wenn ein Staatsanwalt seine ganz unmaßgeblichen Ansichten über andere Parteien, während der Ausübung seiner amtlichen Funktionen ins Spiel bringt. Wären wir in einem sozialdemokratischen Volksstaat und ein sozialdemokratischer Volksstaatsanwalt wollte den hier anwesenden Vertreter der Staatsanwaltschaft als Reactionär verdächtigen, würde er es auch nicht ganz in der Ordnung finden. Somit bleibe ich allenthalben bei meinen Anträgen stehen.“

Der Staatsanwalt erhob sich:

„Der geehrte Gerichtshof wird es ganz gerechtfertigt finden, wenn ich mich in eine Diskussion über die Anschauungen des Herrn Verteidigers nicht einlasse. Ich begnüge mich also mit dem Hinweis auf die auch dem Herrn Verteidiger als ehemaligen Gerichtsassessor nicht unbekanntes Gerichtspraxis, die ihre sehr gute Begründung hat, daß dem Dienstleid der Beamten die größere Glaubwürdigkeit zuerkannt wird.“

„Ich kenne diese Praxis, obwohl ich sie für sehr unweislich halte, denn warum soll der Eid anderer ehrlicher Menschen bloß deshalb weniger gelten, weil sie keine Staatsbeamten sind? Soll der Staat hier selbst parteiisch vorgehen und behaupten, er vergreife sich nicht in der Auswahl seiner Werkzeuge? In diesem Falle aber sind die Polizeibeamten Partei, und dieser Umstand wird genügen, um das Zeugniß anderer ehrlicher, aber unbetheiligter Personen zu seinem Rechte kommen zu lassen.“

Der Staatsanwalt erhob sich nochmals:

„Ich sehe mich genöthigt, den geehrten Gerichtshof vor der Annahme zu warnen, daß die Zeugen, namentlich die Hauptzeugen

ganz unbetheiligt sind. Die eine Zeugin, die allerdings nur im Falle Husman zeugte, ist Schwester des zweiten Angeklagten, hat also an der günstigen Zeugenaussage gar wohl ein Interesse. Die andern Hauptzeugen aber wohnen in demselben Hause, halten gute Freundschaft und lassen also den Verdacht eines Complottes nicht als ganz ausgeschlossen erscheinen.“

„Sie wollten wohl etwas bemerken, Fräulein Schäfer,“ frug der Gerichtspräsident die Tänzerin, die sich lebhaft erhoben hatte.

„Ja, Herr Präsident, zur Wahrung meiner Zeugenehre.“

„Zur Wahrung Ihrer Zeugenehre haben Sie das Wort.“

„Meine Herren Richter, als ich noch ein junges Mädchen war, nahm ich mich eines jungen Mannes an, der Talent zu besitzen schien und mir zuschwor, daß er mich liebe. Er verließ mich dennoch, weil er erfahren, daß ich Tänzerin bei der Kgl. Oper war und er von allen Tänzerinnen das Vorurtheil hegte, daß sie unsittliche und lüderliche Geschöpfe seien. Einige Zeit später reute ihn der Bruch, er meinte mich lieben zu können, ohne daß er mich zu ehelichen brauche, und sagte mir's auch in so unverblümter Weise, daß ich ihm in der Antwort meinen Abscheu und meine Entrüstung aufs Unverholenste zu erkennen gab. Trotzdem versuchte der Mann noch eine Annäherung auf brieflichem Wege herbeizuführen und bezeichnete seine schimpflichen Anträge als Aeußerungen einer humoristischen Stimmung. Und heute geht sein Humor so weit, mich öffentlich eines Meineids für fähig zu erklären. Was sagen Sie, meine Herren Richter, zu einem solchen humoristischen Staatsanwalt?“

Wäre eine Bombe im Gerichtssaale geplatzt, die allgemeine Aufregung und der Tumult hätten nicht größer sein können, selbst der sonst so schlagfertige Präsident war einen Augenblick rathlos, und der Staatsanwalt schützte sein Gesicht durch ein Altkenblatt. Trotz aller Ermahnungen zur Ruhe konnte das Protokoll von Niemandem vernommen werden. Die Zeitungsreporter flogen nach ihren Expeditionen. Der Gerichtshof zog sich zur Berathung zurück.

„O, Fräulein,“ erklärte der Bertheidiger, indem er auf die Tänzerin zutrat, „Ihre Rede war viel kürzer, als die meinige, aber bedeutend effektvoller, ich hätte Ursache, neidisch zu sein.“

„Sie ziehen sich ja doch vom Geschäft zurück, schade; aber glauben Sie an Freisprechung?“

„Bei unserem Freund Hernig ja, ganz gewiß, aber bei Husmann ist's schlimm, der hat zwei Monate in Untersuchungshaft

gefessen, und da werden sie ihm wohl etwas zudiktiren, was dann als durch die Untersuchungshaft für verbüßt erklärt wird.“

Und so war's auch in der That. Deshalb meldete auch der Bertheidiger zu einigem Aerger des Gerichtshofes die Nichtigkeitsbeschwerde an.

Elärchen schloß noch im Gerichtssaale den Bräutigam beglückt in ihre Arme.

Der Schreiber aber sagte zur Tänzerin:

„Ihr Ruf ist von heute an felsenfest gegründet, Sie sind heute und morgen die Löwin des Tages und können sich eine Equipage anschaffen. Unter solchen Umständen aber jetzt noch Compagnon der Tanzacademie bleiben zu wollen, wäre von meiner Seite die unverschämteste Ausbeutung. Ich ziehe mich vom ersten Januar an zurück.“

„Und so soll ich den einzigen Freund verlieren, den ich je im Leben gefunden?“

„Ja, wenn Sie die Trennung so ernst nehmen, wollen wir's erst noch reiflicher überlegen.“

\* \* \*

Weihnacht Abend war gekommen und mit ihm einige Freude selbst in die dunkelsten Stätten. Nur nicht bei der Hausmannsfrau, denn ihr wurde der Weihnachtstag zum Sterbetag, und das hatte sie nicht geahnt.

Aber beim flammenden Weihnachtsbaum feierten Elärchen und ihr „lorbeergetrönter“ Sachwalter die feierliche Verlobung.

Herr Hernig rieb sich vergnügt die Hände, denn er war überzeugt, die Lösung zu haben.

Geschenke aller Art kamen auf unerklärliche Weise überall zum Vorschein, jeden Augenblick wurde ein neues entdeckt. Der Schreiber und die Tänzerin hüpften Trepp auf, Trepp ab, wie ein Paar Heizelmännchen.

Die größte Freude aber war in der zweiten Etage und in der vierten. In der zweiten waren Husmanns untergebracht worden, das hatte Fräulein Schnober nun doch schon bei ihrem Vater in aller Güte ermöglicht.

Und oben bei Häuslers da herrschte förmlicher Luxus, da hatten sich die Verschwörer insgesammt heimlich zu überbieten versucht.

Die zweite und vierte Etage war abwechselnd bald halb leer und bald überfüllt, zumal die Kinder stets in getreuer Kamerad-

schaft zusammenhielten. Unten aß man Weihnachtsstollen und oben Heringsalat, unten trank man Punsch und oben Bier.

Pünktlich, wie es verabredet war, erschien gegen 7 Uhr mit Sack und Pack Gertrud, die Magd aus dem Thüringer Walde, und fand hier ihr erstes Weihnachten und ihr erstes Quartier im Parterre bei der Tochter des Hauswirths, die freilich nur flüchtig an der allgemeinen Freude theilnehmen konnte, weil ihr Vater sie zum ersten Male über die Art und Weise befragt hatte, wie sie die Weihnachtsabende in der Fremde verbracht, und nun sehr „hin“ war.

„Aber wo ist denn unser Maler?“ frug plötzlich Isidora.

„Ja, wir haben ihn noch nicht einmal beglückwünschen können,“ murkte Herr Hernig, er hat mit seinem schönen Bilde „Egmonts Traum“ den ersten Preis erhalten und alle Feuilletons singen sein Lob.“

„Unser Haus kann stolz sein, es beherbergt augenblicklich zwei der berühmtesten Persönlichkeiten: den Maler Frohner und die Professorin Isidora Schäfer,“ erklärte der Schreiber.

„Dazu den größten Spötter, Herrn Schnürer,“ setzte die Tänzerin hinzu.

„Ein Geschenk für Fräulein Veronika und hier ein Briefchen,“ meldete plötzlich die Magd Gertrud.

Alle Welt blickte erstaunt auf, es war das schöne Bild „Egmonts Traum“.

Das bleiche Fräulein stand hastig auf, warf einen Blick auf das Bild und las dann folgende Zeilen:

„Bei meiner Abreise nach Italien ein kleines Andenken von Einem, der gehofft, Ihrer Liebe nicht ganz unwerth zu sein und je mit Zuversicht hofft, vor Ihnen noch den trüben Pilgerlauf zu beschließen.“

Das Fräulein ging zur Magd und sagte:

„Herr Frohner ist doch noch nicht abgereist?“

„Ich sollte zwar sagen, er sei schon fort, aber er ist noch unten.“

Das Fräulein schritt langsam die Treppen hinan, auf deren unterster Stufe ein Mann im Mantel saß, das Haupt in der Hand gesenkt.

Als das Fräulein seiner ansichtig wurde, blieb es stehen und sagte mit der gewöhnlichen sanften Stimme:

„Mein Freund, Sie verursachen mir Herzweh, Sie wollen mich doch nicht tödten? Kommen Sie herauf, wir vermissen Sie so sehr. Ich muß mich augenblicklich ganz vor Aufregungen hüten,



sonst werde ich ernstlich krank; die Angst und die Sorgen waren zu stark in der letzten Zeit. Wenn ich ein wenig ausgeruht, bin ich auch wieder gesund und habe neuen Lebensmuth. Sie haben mir ein schönes, ein prächtiges Gemälde geschenkt, ich danke Ihnen, wenn ich es auch nicht annehme. Kommen Sie."

Und das Fräulein ergriff die Hand des Malers, hauchte einen sanften Kuß auf seine Lippen und führte ihn mit sich die Treppe hinauf.

Das nächste Weihnachtsfest feierten sie Beide gemeinschaftlich am Meerbusen von Sorrento, und Keines dachte mehr ans Sterben.

\* \* \*

Wie verschiedenartig aber gestaltete sich dieses Weihnachtsfest für Millionen von christlich getauften Erdenpilgern?

Wann wird wohl ein Weihnachtsfest, ein schönes für Alle kommen?

Wenn sich das Volk selbst zum Heiland geworden.

Ende.

~~~~~  
Leipzig: Genossenschaftsbuchdruckerei.  
~~~~~